

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.



In diesem Heft:
Das deutsch-schwedische
Mädellager

JAHRGANG 1939
AUGUSTHEFT
PREIS 20 PFENNIG
VERLAGSORT
HANNOVER

Der Inhalt

„Svenska“ und „Tyska“ wurden Kameradinnen	1
Klarheit und Größe. Bericht von der Kunstausstellung 1938	4
Rund um den Peloponnes	7
Bei den Tamilleuten und Papuas	10
Das Blumendorf	15
Biene und der Seldenschirm	16
Zum erstenmal im Jungmädellager	18
Jungmädcl erzählen	20
Das Märchen vom Hasenhüten	22
Wenn der „lange Karl“ das gewußt hätte	24
Die Kinder von Kirwäng	25
Blick in die Welt	28
Streiflichter	30
Unsere Bücher	32

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

„Svenska“ und „Tyska“ wurden Kameradinnen!

„Wänstre ben, höire ben, ul . . .“ „Rechtes Bein, linkes Bein, übt . . .“ Hell und energisch hallt die Stimme der jungen Schwedin über den weiten Vorplatz. Warm ist es, volle Sommer Sonne liegt darüber, nur ab und zu streicht von der See ein kühler Wind herauf; und wenn wir in einer Pause einmal herunterhören, hören wir das Meer . . .

„Oh, das Meer . . . Es ist schön, so wie bei uns!“ sagte da eins der schwedischen Mädel und läßt sich müde neben mir ins Gras fallen. Sie sind fleißig gewesen, seit dem Frühstück haben sie mit Kaj Nilson, einer jungen Gymnastiklehrerin, die hier in dem ersten deutsch-schwedischen Mädellager ihre Führerin ist, Gymnastik geübt. Auf der anschließenden Tagung „Junger Norden“ wollen sie vor Jungen und Mädeln und Gästen aus dem Reich im Stralsunder Stadttheater eine schwedische Gymnastik vorführen.

Es muß sehr schön werden! Immer wieder geht Kaj durch die Reihen, korrigiert jede einzelne Übung, jede Handhaltung. Ihren ganzen Ehrgeiz und eine zähe Energie setzen sie herein, mehr als wir diesen schlanken, schmalen Mädchen mit den leicht lässigen Bewegungen in den ersten Tagen zugetraut hätten. Und wenn wir ganz ehrlich sind — gerade dieses Streben, dieser Wille, ihr Bestes für die Repräsentation ihres Volkes zu geben, hat uns zueinander gebracht. —

Den ganzen Nachmittag hindurch haben die Schwedinnen Arme von bunten Sommerblumen herangeholt, jetzt sitzen wir mit ihnen auf den Steinstufen der Terrasse und binden sie zu dem großen Johanni-Kranz für unser Mittsommerfest. Tage hindurch haben sich unsere Gäste schon darauf gestreut, diesen Abend mit uns feiern zu dürfen.

In ihren schönen Trachten tanzen sie uns ihre heimatischen Tänze. Die bunten weiten Röcke mit den gestickten leinenen Schürzen und dem prächtigen, schweren Silber Schmuck des Nieders, die langen Bänder der „Rationalfluts“, ihrer farbigen wehenden Häubchen fliegen in den Tänzen, die lebhaft und selbstsam temperamentvoll sind. Sie singen uns ihre schwedischen Volksweisen, zu denen wir oft eigene deutsche Texte wissen; wir meinen alle, diese volltönenden Melodien schon einmal gehört zu haben, so verwandt sind sie uns. Ein buntes,

frohes Fest geht an für diesen Abend, und wir wollen in der warmen Juni-Nacht lange nicht schlafen gehen . . .

Morgen für Morgen fliegen an den Masten über uns die deutsche und die schwedische Fahne auf. Vom „Röfsjöpning“, dem morgendlichen Waldblauf, dem gemeinsamen Nachmittags bis zur Nachtruhe verbindet uns ein Tageslauf, der in seinem geloderten Aufbau unsere schwedischen Gäste in das frohe, gesunde Leben unserer Mädellgemeinschaft einführt.

Wir haben und schwimmen miteinander, wir ringen im gemeinsamen Wettkampf um jede Welle und um unseren Sieg, wir fahren mit den Fiskern hinaus auf die See und treiben Sport und Gymnastik in Sonne und Wind. In offenen Singen hören die jungen Schwedinnen die Lieder der Hitler-Jugend und fühlen den Schwung und die Kraft, die hier in einer jungen Generation wieder freigesprochen sind.

Auf Wanderungen und Spaziergängen lernen wir in den weiten Wäldern und an der reizvollen Steilküste Rügens einen der schönsten Teile Deutschlands kennen. In der ehrwürdigen Schönheit Stralsunds, der alten Hansestadt am Sund, finden wir die Gemeinsamkeit einer nordischen Kunst- und Kulturgeföhrnung. Vor allen Dingen aber — das ist die offene Meinung unserer Gäste — haben sie in diesen Tagen die Brücke zu uns, zum Leben der jungen „tyska“ geschlagen.

Mehr als die dreifache Anzahl der schwedischen Teilnehmerinnen hatte sich gemeldet, als Anfang des Jahres die Einladung des BDM-Obergaues Vömmern zu dem ersten deutsch-schwedischen Mädellager an die einzelnen Schulen erging. Abhängig hatte man bei der Auswahl darauf verzichtet, Angehörige bestimmter Stände und damit in der schwedischen Demokratie bestimmter politischer Richtungen zu bevorzugen. „Eine schwedische Repräsentationsgruppe von heute, die Anspruch darauf erheben will, ihr Gesamtvolk zu vertreten, muß unpolitisches Schwedentum zeigen, so weit es möglich ist“, erklärte uns der Führer der gesamten schwedischen Mannschaft Leutnant Sven Rosenbahl.

Bauernstöchter von den stillen, reichen Höfen im Norden sind die jungen Schwedinnen, Schülerinnen der Volkshochschulen auf dem flachen Land, Mädel aus den großen Städten, Stadfinderinnen und Angehörige der verschiedensten Gymnastikverbände, die Leichtathletik, Schwimmen und Volkstänze fördern. Aus allen Teilen Schwedens, mit den verschiedensten Vorbehalten und Ansichten über das neue Deutschland und vor allem über die Stellung des Mädels in diesem Reich sind sie

über die Ostsee gefahren. Von äußerster Zurückhaltung bis zu freundschaftlichem Verständnis schwankte ihre Einstellung. Nur in einem waren sie sich klar „Infland är i dag något obändigt, valdsamt, kraftigt och därför för ungdomen eller otillframtartigt“ („Deutschland ist heutzutage etwas unbändig und gewalttätig kräftig und daher für seine Umgebung und für Andersdenkende gefährlich“). So mochten die Zeitungen geschrieben haben. Und wie war Deutschland nun wirklich?

Schön war es! Das war der erste Eindruck, dessen impulsive Äußerungen immer wieder in den uns anfänglich noch fremden Lauten über uns hinwegschwirrte. Voller Bewunderung und Freude gingen die jungen Schwedinnen zum ersten Male mit uns durch die ausgedehnten, gepflegten Räume der Reichsschulungsborg der Deutschen Arbeitsfront, die unser Lager aufnahm. Vom ersten Tag an fühlten sie sich wohl in den hellen, freundlichen Schlafzimmern, den Aufenthaltsräumen mit dem Blick weit auf die Ostsee und den gemütlichen Plätzen um den Kamin der Diele.

Was hatten sie vorher von dem Wandel unserer Zeit in Deutschland gewußt? Die junge Schwedin lebt „ihr“ Leben, ihr Weltbild wird reiflos durch die Auffassung ihrer Familie bestimmt, ihr Verantwortungsgefühl reicht nicht über den Kreis gleichgesinnter und gleichgestellter Menschen hinaus.

„Für die großen Zeitgeschehnisse haben wir uns bisher wenig interessiert“, erzählen uns Gunnar und Karla, als wir morgens nach dem Baden eine stille Stunde mit ihnen am Strand liegen. „Politik och sådant där bråk är tråkigt och går barn folk onda och otrevliga“ („Politik und solches Zeug ist langweilig und macht die Leute nur schlecht und unangenehm“), sagt man oft bei uns.

So lange wir zur Schule gehen, nimmt die Beschäftigung mit unseren Schulaufgaben einen großen Teil unserer Freizeit in Anspruch. Der übrige gehört unseren eigenen Interessen, Film, Sport Theater . . . Wir brauchen viel mehr Zeit für uns, für unsere Kleidung, unseren Anzug, als ihr“, meint Gunnar.

„Aber ihr zieht schlechter“, setzt sie dann lebhaft hinzu, besorgt, ob wir es ja wohl richtig verstanden hätten.

Wir müssen beide herzlich lachen und denken an ein Erlebnis, eins der vielen kleinen bezeichnenden. Auf unserer Dampferfahrt nach Stubbenhammer, dem mit dichten Buchenwäldern bestandenen, hohen Kreidefelsen Rügens, reichen wir einer schwedischen Kameradin, deren sorgfältige Radentzule sich trotz des Haarnezes im Wind auflösen droht, unseren Kamm herüber. Freudig überrascht über diese uns selbstverständliche Hilfsbereitschaft dankt sie uns. „Oh, kämnen . . .“, meint sie dann aber zögernd, „dazu brauche ich eine Stunde.“

„Von den Ereignissen in Deutschland lesen wir wohl ab und zu in den Zeitungen“, sagt uns Gunnar. „Aber wo sollen wir da die Wahrheit finden? Ein Blatt schreibt von dem sittsamen Gretchen, das ihr Lebensideal am Spinnrocken und Kochtopf erfüllt sieht, ein anderes von der mannhaften Walfüre im Frauenregiment des BDM. Wie ihr wahrhaftig seid, haben wir erst in diesen Tagen erfahren. Ihr seid modern wie wir, sportlich, natürlich. Wir verstehen uns gut, nicht wahr?“, meint sie dann strahlend und gibt mir impulsiv die Hand.

Nicht politische Propaganda ist den schwedischen Gästen in diesem Lager aufgedrängt worden, die Sicherheit und Natürlichkeit unserer Mädel hat für sich gesprochen und die Karikatur der jungen Deutschen endgültig erledigt.

Ständig sind die aushängenden deutschen Tageszeitungen und Zeitschriften der Hitler-Jugend belegt, denn nun, nachdem wir uns menschlich untereinander nähergekommen sind, werden immer wieder Fragen nach den Verhältnissen in Deutschland und der Arbeit des BDM. wach. Besonders Interesse zeigen die schwedischen Gäste für die Einrichtungen des BDM-Werkes „Glaube und Schönheit“. Durch Sport und Gymnastik haben die jungen Schwedinnen ein natürliches, gelundes Leben kennengelernt und legen wie wir Wert auf die Erziehung und Erhaltung eines schönen Körpers, auf Anmut und Harmonie der Bewegung. Sie haben viel Freude an allem Schönen, an Kunst, Mode und einem gepflegten Heim. So bringen sie auch der großzügigen, modernen Form des BDM-Werkes viel Verständnis entgegen.

Ihnen ist in diesem Lager klar geworden, daß ihre deutschen Kameradinnen zwar anders sind als sie, aber daß sie es als Angehörige eines wohl verwandten, aber anderen Volkes auch sein müssen. In Achtung sehen sie auf unsere freiwillige Pflicht, uns bereits von frühester Jugend an in der nationalsozialistischen Mädelgeneration für die Aufgabe in unserem Volk zu erziehen.

Die junge Schwedin kennt nur einen langen glücklichen Frieden und im allgemeinen trotz der großen Klassenunterschiede ein gesichertes und sorgloses Dasein. Durch ihre Erziehung ist sie gewöhnt, ausschließlich sich selbst im Mittelpunkt ihres Lebens zu sehen, und doch begegnen wir im Gespräch mit ihnen immer wieder dem Wunsch nach einem kameradschaftlichen Zusammenschluß, der ihrem Land und seinen Gegebenheiten entspricht — um so mehr, als sie in der Fröhlichkeit dieses Lagers gespürt haben, welches Glück die Gemeinschaft zu geben vermag.

Vom ersten Tag an besteht eine schnelle, gute Verständigung untereinander. Die deutschen Teilnehmerinnen haben sich den Winter hindurch in Arbeitsgemeinschaften mit Schweden, seiner Landschaft, seiner Geschichte und seiner Sprache beschäftigt. Ebenso beherrschen die jungen Schwedinnen das Deutsche ausfallend gut, da an vielen Schulen deutscher Unterricht als



Auf Wanderungen und gemeinsamen Fahrten lernen die jungen Schwedinnen die Schönheiten Stralsunds und Rügens kennen

Willkürlich besteht. Daß da einmal auf eine Frage nach „Bargeld“ die deutsche Kameradin mit der Küchenbesatzung Verhandlungen um „Spargel“ beginnt, zählt zu den vergnügten Mißverständnissen und macht nur Freude.

„Daß wir zwei Sprachen sprechen, trennt uns nicht — wenn wir uns ansehen, sehen wir in dasselbe Gesicht“, sagt einmal Maj zu einer ausländischen Journalistin, die uns in unserem Lager aufsucht und unglaublich und staunend den kameradschaftlichen Ton der deutschen und schwedischen Mädel wahrnimmt. Dasselbe Gesicht — das ist es! Aus der Gemeinsamkeit vieler Auffassungen, die nicht zuletzt in einer eng miteinander verknüpften Vergangenheit und gleicher Art begründet liegen, finden wir uns mit unseren Gästen zu herzlichen Beziehungen; und wenn wir an die frohen gemeinsamen Tage zwischen Sonne und Strand, an die vielseitigen Erlebnisse der



Sport und Spiel in Sonne und Wind und frohe Erlebnisse mit der Bevölkerung verbinden die deutschen und schwedischen Mädel

Tagung „Junger Norden“ denken, glauben wir, daß sich dieses Lager nicht allein in persönlichen Freundschaften erschöpfen wird. Das einmal gewedte Verständnis füreinander wird uns Mädeln der beiden Nationen Ansporn sein, tiefer in die Entwicklung und das gegenseitige Leben des anderen Volkes einzubringen und diese Erkenntnisse zu werfen für die Zukunft unserer beiden Staaten.

Margot Jordan.



KLARHEIT UND GRÖSSE

Bericht von der Großen Deutschen Kunstausstellung

Seit einigen Wochen hört man nun häufig wieder die Diskussionen darüber, was von der bildenden Kunst, wie sie alljährlich in der Großen Deutschen Kunstausstellung in München dargeboten wird, zu halten sei. Die einen — meist bezeichnenderweise intellektuell, nicht empfindend wertenden Gruppen — brühen verhohlen und unverbohlen ihr Mißbehagen darüber aus, daß so wenig „experimentiert“ wird, was mindestens beweist, daß wir auf dem richtigen Wege sind, und die andern sehen dem eine Genugtuung und Befriedigung entgegen, die meint, daß nun Endgültiges erreicht sei. Auch diese Ansicht werden wir nie — auch in kommenden Jahren nicht — teilen, weil wir nie mit uns selbst zufrieden sind. Wir sehen vielmehr in der Übersicht über alle Jahresleistungen, sei es nun auf organisatorischem oder künstlerischem Gebiet, nur den Wellenstein einer Entwicklung, und daß die Entwicklung der bildenden Kunst bei uns vorangeht, beweist die diesjährige Ausstellung ganz ohne Frage. Denn obwohl beide Ausstellungen, die von 1937 und die von 1938, im Gesamtbild sich gleichen, so ist doch festzustellen, daß die Rückbesinnung der Malerei auf das formal und handwerklich Sorgfältige die Grundlage für eine Weiterbesinnung gegeben hat: nämlich mit dem formal Gültigen (die Form ist ja nur ein Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst) auch das im Ausdruck und Inhalt Gültige zu schaffen, so wie es der große Romantiker Caspar David Friedrich mit seinem Wort meint, daß der Maler das malen soll, was er in sich sieht, nicht nur das, was er vor sich sieht.

Alle Fragen, wie denn unser neuer „Stil“ beschaffen sei und wie er etwa heiße, sind töricht. Der Führer hat sie im vorigen Jahr bei der Ausstellungsöffnung erledigt, als er sagte — und für viele war das eine revolutionierende Verkündung —, daß ein Kunstwerk nicht der Zeit unterworfen ist, also weder veraltet noch etwa gar „modern“ sein kann. Große Kunst ist gestern, heute und morgen groß. Wenn sie nur gestern „groß“ war, ist dieser Rang ein Betrug oder wenigstens ein Irrtum gewesen. Ein Dürer lebt, ein Da-Da-Künstler ist tot. Das

zur Situation, die es verständlich macht, daß wir heute auf das Wesen und den Inhalt der Bilder sehen, nicht also darauf, ob sie „interessant“ sind, sondern darauf, ob sie uns innerlich reicher machen.

Dementsprechend sind die Werke im Haus der Kunst im wesentlichen nach Motiv-Gruppen geordnet. Landschaft, Familie, Soldatentum, Tiere usw. — Themen, die nicht mehr nur dem Kunstsammler, sondern jedem Volksgenossen verständlich sind. Auch wir wollen uns auf einige wenige Themen beschränken, schon angesichts der Fülle von mehr als 1100 Werken.

Wichtig und erfreulich ist da zunächst die Plastik. Unbekritten steht sie heute vor Malerei und Graphik und hat auch in diesem Jahre Werke aufzuweisen, die in der Kunstgeschichte der Welt einen Platz beanspruchen. Der hohe Rang der Plastik rührt wohl daher, daß erstens die besonders begnadeten Künstler sie der Malerei vorziehen, weil sie ihre Werke nicht in Privatsammlungen der politischen Wirkung entzogen wissen wollen, sondern im Gegenteil das „Denkmal“ erstreben, das in Material und Ort dauerhaft bleibt. Der Wille zur Größe und zur Monumentalität, der unsere Zeit kennzeichnet, verlangt eine monumentale Gestaltung, wie sie vor allem die Plastik ermöglicht. Und zweitens muß man die Architektur als die große Auftraggeberin und Anregerin der Plastik nennen. (Wobei allerdings einzufügen ist, daß die Architektur auch der Malerei große Aufträge gibt. Nur sind große Wandgemälde nicht ausstellbar.)

Als Beispiel bringen wir aus diesem Gebiet die „Olympia“ von Kilmisch (wie lebendig ist jedes Glied gefügt, wie einfallsreich, schön und ausgewogen die Bewegung!) und die „Schreitende“ von Obermayer, deren Körper nicht erbaut, sondern erlumpt ist, wächst und atmet (übrigens ein Thema, das von manchen anderen Plastikern, vor allem von Scheurle, ebenfalls gut gelöst ist). Das Monumentale und Erhabene kommt bei den Plastikern vor allem — neben den kolossal



Olympia-Bronze von
Fritz Kilmisch, Berlin



Oben links: „Schreitendes Mädchen“ von Ottmar Obermaier; daneben: „Erbhofbauer“ von Hermann Tiebert; rechts daneben: „Bäuerin“ von Adolf Wissef; darunter: „Schwere Arbeit“, von Julius Paul Junghanns; unten links: „Nach Feierabend“ von Sepp Hilz, Bad Albling

Statuen Thorals — bei Bräker zur Geltung, der den Göttersohn Prometheus in kraftvoller Bewegung das Feuer zu den Menschen hinabtragen läßt.

In der Malerei haben wir einen fruchtbaren Auftrieb durch den Anschluß der Ostmark erhalten. Schon im vorigen Jahre wurden die Bilder des Wiener Eisenmenger vielfach als die besten der Ausstellung bezeichnet. In diesem Jahre hat er nur ein sehr zurückhaltendes, reifes Bild beigezeichnet, eine schöne, edle Frau — man möchte fast sagen „Hausfrau“ — im Schatten eines Flures. Eine ähnlich selbständige Sicherheit geht auch von den Bildern Neuböds aus.

Süddeutschland, zumal München, stellt überhaupt den bei weitem größten

Anteil an der Ausstellung, vor allem in der Malerei. Angezogen von den großartigen alten Könnern wie Leo Samberger (Porträts) und Heinrich von Zügel (Tiere) bis hin zu dem jungen Friedr. Wilh. Kolb, der mit Phantasie und großzügigem Strich zwei Bilder zur antiken Sagenwelt unternommen hat, aber dem Bayern Sepp Hiltz, dem jüngsten Maler der ganzen Ausstellung, dessen Bild „Feierabend“ wir zeigen. Wüßig und unbekümmert läßt er das Bißdel mit dem Fußbad das Zeitungsliesen verbinden, während der Junge sich seinen Träumereien hingibt. Ebenfalls aus dem Süden, und zwar aus dem Allgäu, kommt Hermann Liebert, dessen „Erbhofbauer“ in der Form klar und streng und im Ausdruck reif und überzeugend ist. Es ist „der“ Erbhofbauer, herr auf dem Hof und Ahne.

In der Auffassung ähnlich, aber doch künstlerisch selbständig schafft auch Adolf Wüßel im Hannoverschen. Seine „Bäuerin“ ist insidisch für die deutsche Frau auf dem Lande, und ein höheres Lob kann es kaum geben. Nicht das Zufällige will Wüßel malen, sondern das Bleibende. Auf das Gesicht kommt es ihm an, auf das Überlegene, Gesunde, Tüchtige.

Und also malt er nicht die Frau etwa beim Kartoffelschälen, sondern stellt ihre Persönlichkeit heraus, wucht in den Mittelpunkt gereinigt von allem Belanglosen.

Norddeutsch ist auch der Düsseldorfer Henrich, dessen erschütterndes „1917“ ohne Wort, ja ohne Worte das Grausen und die Größe des Krieges beschreibt. Düsseldorf



„Reichminister Dr. Goebbels“, von Otto Wilhelm Pitthan. Unten: „1917“ von Albert Henrich aus Düsseldorf



und seiner großen Tradition gehört auch Jul. Paul Junghanns, der ein Beispiel dafür gibt, was mit der „alten Schule“ erreichbar ist. Welche Kraft und Gewalt im Schwung dieses Geistes, von der Sicherheit in Form ganz zu schweigen! Auch mit anderen Bildern, von denen eins der Führer ankaupte, zeugt Junghanns von seiner Meisterschaft.

Schließlich verdienen noch die Graphiker ein Sonderlob, an der Spitze die feinen holzgeschnittenen historischen Porträts von Ernst Dombrowski aus Graz, ferner die wildbewegten Blätter Ritschels (Johannes „Winkelried“) und ein mit wenigen kräftigen Strichen radiertes Blatt „Bauernfamilie“ von Doerfler, ein Beispiel dafür, daß mit sparsamen Andeutungen oft mehr zu erreichen ist als mit allzu umständlichem Ergehen in Kleinigkeiten.

Friedr. W. Hymmen

Rund um den PELOPONNES

Von Hilke Breitsfeld, Dresden

In vierzehn Stunden hatte uns der Zug von Athen nach Olympia gebracht, — immer an der Küste entlang, einmal nahe, einmal weit draußen oder hinter hohen Felsen versteckt. Es war eine bunte Fahrt gewesen, mit vielem, laut schweigenden Menschen, mit Kindern, die an den Stationen Trauben, Äpfel und Zitronatfrüchte verkauften, und mit Tieren, die unter den Sigen in Säcken rumorteten. Wir waren über den schnurgeraden Kanal von Korinth gefahren, den wir kaum vor einer Woche mit dem Schiff passiert hatten, und fanden nun am Bahnhof von Olympia.

Zwei Gleise sind es, und diese beiden Stränge sind, nachdem der Zug weitergedampft ist, von der Bevölkerung Olympias belagert. Der Abendzug bringt Neuigkeiten mit, da kommt die Post, da kommen Zeitungen, und da kommen Fremde. Wir wollen im „Hotel“ schlafen, und es ist gut, daß wir den Sohn des Besitzers schon im Zug trafen: So kommen wir bald an Ort und Stelle.

Er führt uns in einen kalten Raum mit Tischen und Stühlen, der zwar ohne Fenster ist, dafür aber drei hohe Türen nach

der Straße hinaus hat. Wer darin sitzt, kann sehen, was sich auf der Hauptstraße — denn da liegt das „Hotel“ — zuträgt und umgekehrt. Es ist, als läge man auf der Straße. Ein deutscher Architekt, der das neue Haus für die Archäologen, die die Ausgrabungen am Stadion durchführten, baute, und seine Frau wohnen im gleichen Haus. An ihrem Tisch sitzen wir an jenem ersten Abend in Olympia und erzählen.

Griechenland sei schön, meinen sie, das Klima würde man gewöhnt, und auch vor den Moskitos, die in Olympia doch immer auftraten, wüßte man sich zu retten. Aber einmal müsse man wieder nach Deutschland zurück. Die Kinder würden am meisten von Deutschland und vom Reich reden, für sie künde es sein, und wenn sie erzählten, spiele es eine große Rolle: „Wenn wir im Reich sind!“

Am nächsten Morgen sehen wir uns das einfache Haus der Forscher mit den freundlichen blauen Fensterläden an. . . . Über den weiten reinigen Platz vor dem Haus, der mit dünnen Dornen bewachsen ist, gehen wir hinüber nach dem heiligen Hain. Morgen sollen wir an einer Führung des Direktors des deutschen archäologischen Institutes Athen, Dr. Brebe, mit SA-Gruppenführer Prinz August Wilhelm teilnehmen. So wollen wir heute in Ruhe Aufnahmen machen und versuchen, an Hand unseres Ausgrabungsplanes die einzelnen Hallen und Kammern in ihren Grundmauern zu erkennen.

Ein wenig enttäuscht sind wir zwar zunächst, aber allmählich spüren wir doch in diesen wuchtigen Trümmern das stolze Altertum, das für seine schönen Menschen ebenso schöne und erhabene Bauten schuf.

Vom Bogengang des Stadions steht nur noch eine Reihe der Stelae, sie halten sich selbst, einer den andern, und nur die Gewalt des Erdbebens konnte sie aus ihrer Ordnung bringen.

Schnurgerade trennt der
Kanal von Korinth den
Peloponnes vom Festland





Ein griechischer Bauer, der sich nicht überzeugen lassen will, daß das Fotografieren nichts Besonderes mehr ist

Athanasius, der Sohn des Wirtes, kann ein wenig Deutsch, und wir merken wohl, daß er uns eine Menge fragen möchte. „Sie sind Hitler-Jugend?“, fängt er an, „was machen Sie da?“ — „Wir sind Führerinnen“, geben wir ihm zur Antwort. „Führerinnen? Was ist das?“ Athanasius läuft die Treppe hinunter, er holt sein Lexikon, damit das Gespräch in Fluß kommt. Dann strahlen seine braunen Augen plötzlich: „Jetzt ich weiß, Sie sind Kommandantinnen!“

Unser Lachen macht ihn noch fröhlicher über seine große Entdeckung. Wir können es ihm auch nicht anders erklären, denn das Wort „führen“ und „Führerinnen“ steht nicht im griechischen Lexikon. So bleibt es dabei, und wenn uns Athanasius auf der Treppe trifft oder das Frühstück bringt, dann grüßt er uns mit: „Guten Tag, zwei Kommandantinnen!“

Athanasius hat in Olympia die männliche Jugend zusammengefaßt. Es sind noch nicht alle dabei, aber es ist ein großer Anfang, und wenn er

von seiner Arbeit erzählt, dann ist er ganz sonderbar. Sport treiben sie vorerst nur, aber Athanasius will auch Schulung einsehen, und er will vor allem die Mädchen zusammenkommen lassen und ihnen in erster Hilfe, Handarbeit, ja sogar im Luftschutz Unterricht erteilen lassen. Jetzt ginge es zwar noch nicht, meint er, jetzt sei noch Weinernte und -zubereitung, und außerdem habe er noch keine „Kommandantin“, die alles in die Hände nehme.

„Sie sind Kommandantinnen!“

Abends, wenn die Dunkelheit plötzlich hereingebrochen ist, sitzen wir auf der gepolsterten Bank mit den grellbunt bestickten Kissen. Die kleine Lampe beleuchtet die Blattsplanzen, die liebevoll in alte Eimer und Blechbüchsen gesetzt sind, und es ist in der abendlichen Kühle auf der Veranda eben gemütlich.

Wir müssen vom BDM erzählen, was wir alles tun und welche Ziele wir haben. Ja, Deutschland sei groß, meint Athanasius darauf, und die Jugend Deutschlands sei eine schöne Jugend. Er möchte gern, daß seine Jugend in Olympia einmal so würde. Aber er fange ja erst an, und die Älten brächten wohl das wenigste Verständnis dafür auf, weil sie an allem Althergebrachten hingen. . . . Ob Athanasius wohl

Nur eine Reihe Steine steht noch vom Bogengang zum Stadion

Einzelne Säulen und Grundmauern zeugen von einstiger Größe



Schön weißgetünchte Häuser mit roten Dächern und im Hintergrund dunkle, hohe Zypressen, das ist Olympia

ein Stück weitergekommen ist, seinen großen Wunsch zu verwirklichen? Wir glauben es ganz sicher

Gottlieb Meierhuber

Von Pyrgos nach Tripolis ist der Zug nur wenig besetzt, ein paar Männer, ein paar Frauen mit Kindern, das ist alles. In der Regenzeit ist es nicht ungefährlich, diese Strecke zu fahren. Durch die ungeheuren Wassermassen, die von den kahlen Felsen nur so herunterstürzen, werden Brücken und Wege einfach weggespült, und es kann passieren, daß der Zug mitten in dieser Einöde stehenbleibt. . . . Daran müssen wir denken, als wir durch die unwirtliche Gegend fahren; und noch etwas anderes geht uns durch den Kopf. Der Architekt von Olympia hatte uns erzählt, daß man auch hier auf den Peloponnes eine Siedlung antreffen könne, die sauber und ordentlich von hochgewachsenen, blonden und blauäugigen Menschen bewirtschaftet wird. Daneben aber stehe eine unerhörte Tragödie. Zu ihm sei einmal ein Mann gekommen, groß, blond, mit blauen Augen, und habe um Arbeit gefragt. Nicht ein Wort Deutsch habe er sprechen können, aber als er ihn gefragt habe, wie er denn heiße, da habe er gesagt: Gottlieb Meierhuber.

Vom Widdelkindern und Spielfellen

Der Zug rattert die schier unendliche Strecke nach Tripolis. Aus einer Ecke hören wir Kindergeheul, begütigende und leisende Töne dazwischen, und ein eisziges Hin und Her. Wir müssen uns das ansehen. Kinderpflege in Griechenland. Aus wird es ein wenig angst haben.

Von oben bis unten wird das Würmchen, nachdem es vor weißer Hülle übergestreift bekam, in ein breites festes Band, auf dem zumeist ein frommer Spruch steht, eingewickelt. Schön fest die Händchen mit hinein, nun kann man das winzige Kindchen schon aufrecht tragen, auch wenn der Rücken aus eigener Kraft noch nicht mitmacht. Wie anders bei uns!

Wahre Spitzberge sind die Marmorquadern der Kyklopenburg



Ein leises Klid — Klid — Klid — bringt uns zum Lacheln. Draußen am Fenster sitzt einer, hat den Hut tief in das Gesicht gezogen und spielt. Womit? Mit der zum gleichförmigen Mann gebotenden Spielfelle.

Sie kommt wohl noch aus der Türkenzeit, und manche haben an Bräutigkeit noch nichts verloren, sie sind aus großen, bernsteinfarbenen Perlen und haben eine schöne Seidenqualle. Einige aber sind modernisiert und bestehen aus einfachen Perlen.

Schlieflich langt der in der Ecke noch an zu singen, schließt von einem Ton auf den andern und setzt seinen Fuß auf den gegenüberliegenden Sitz. Im übrigen aber ist unser Nachbar sorglos und vergnügt und wirft uns selten einen Blick zu.

So stürzte das Erdbeben einstmals die wuchtigen Säulen nieder



bei den Tamiileuten und Papuas



Wer kennt nicht das Buch Senta Dingelreiters „Deutsches Mädel auf Fahrt um die Welt“? Monate harter Arbeit und reichen Erlebens sind in ihm festgehalten. Mittlerweile ist Senta Dingelreiter auf neue Fahrt gegangen. Doch lest nun selbst, was sie uns schreibt.

Am vierten Januar brauste das Dampfrohr unter Pöken und Stöhnen durch winterliche Boralpenlandschaft und entführte mich der Heimat. Tagelang hatte es geschneit. Nun war klarer Himmel, der Schnee pulverte. Eine Kältemasse war über Europa hereingebrochen und hatte Menschenleben gefordert. Die Quecksilbersäule sank bis zu 30 Grad minus.

Noch einmal zeigte sich mir der Strenge aber märchenhaft schöne, nordische Winter in seiner Pracht. Rein und unberührt lag die weiße Decke über Feld und Flur. Die Morgenröte zitterte darüber hin, übergah sie mit blendendem, goldenem Schein und tauchte Häuser und Baumkuppen in mildes samtenes Blau. Aus dem zarten Filigran des Rauchschlusses bligte es mit Diamantensfeuer. . . Ich aber zog der Wärme entgegen, den Antipoden unserer Heimat, der Südsee.

Tausende von Inseln, Inselchen und Atollen liegen im Stillen Ozean verstreut, zusammengebrängt wie eine Schar von großen und kleinen Küsten, vor allem zwischen dem Festlande von Asien und der Nordküste von Australien, offenbar als Überreste einer früheren Landverbindung zwischen beiden Kontinenten.

Hier hatte sich im letzten Augenblick, nachdem das meiste schon verteilt war, auch Deutschland im Jahre 1884 noch ein kleines Kolonialstück sichern können: eine Kette von Neuguinea (Kaiser-Wilhelms-Land), die Inseln des Bismarckarchipels, einige der Salomonen, die Marianen und Karolinen und Samoa, zusammen annähernd tausend Inseln, von denen manche nur Atolle und unbewohnt sind.

Die Deutschen haben dieses Gebiet, soweit ihnen das Schicksal Zeit dazu ließ, erschlossen und vor allem Kakaopflanzungen angelegt. — Bei Ausbruch des Weltkrieges fielen die Australier mit 3000 Mann über nur etwa vierzig bewaffnete Deutsche her und „eroberten“ die Kolonie. Nach dem Kriege kam Kaiser-Wilhelms-Land mit dem Bismarckarchipel, dem Löwenanteil der Kolonie, als Mandat an Australien. Die Marianen und Karolinen wurden Japan, Samoa, Neuseeland unterstellt.

Die Enteignung der deutschen Privateute durch Australien wurde in beispiellos brutaler Weise durchgeführt, die Pflanzler wurden vor die Wahl gestellt, die mit ihrem Behrg beiseite Menschen in den Betrieb einzumischen oder ins Gefängnis zu wandern, dann aber von Herd und Heim vertrieben und des Landes verwiesen.

Australien, das sehr schwach bewohnt, selbst noch Kolonie und längst nicht erschlossen ist, mußte nichts Rechtes mit dem gewonnenen Gut anfangen. Es hatte ja alles im eigenen

Land und teten Bedarf an jenen Dingen, welche die Kolonie hervorbrachte und ließ daher, und zum Teil auch aus wirklicher Unfähigkeit, die von den Deutschen mühsam aufgebauten Werke verkommen.

Das ist das Ungeheuerliche: Australien hat keine Verwendung für die Rohstoffe Neuguineas und Deutschland leidet große Not an solchen.

Nur das Gold im Lande allein reizte die Australier, und sie rafften in aller Eile von diesem Metall soviel zusammen als nur möglich, rauben die Kolonie regelrecht aus.

Das australische Mandatsgebiet, Kaiser-Wilhelms-Land und Bismarckarchipel waren das Ziel meiner Fahrt. Von Genoa führte mich Dampfer „Franken“ vom Norddeutschen Lloyd durch das Rote Meer, das ich nun zum dritten Male durchfuhr, über Colombo, Singapore und Manila nach Hongkong, mir bereits bekannte Stätten.

Auf dem letzten Teil dieser Fahrt waren große Hakenkreuzflaggen auf dem Schiffsdeck ausgebreitet, um den Filigern der Kriegführenden asiatischen Mächte unsere Neutralität zu zeigen. Hongkong ist einer der schönsten Hafenplätze der Welt, unter englischer Herrschaft.

Der kleine Dampfer „Friederun“ (2000 Tonnen), der als einziger noch die Verbindung Deutschlands mit dieser unserer entlernten Kolonie aufrechterhält, nahm mich an Bord. Nach vierzehn Tagen waren wir im Inselgebiet von Deutsch-Neuguinea.

Unser schmudenes Schiffchen begann nun eine Rundfahrt durch die Inseln, vor allem durch die Manusgruppe, ließ kleine und kleinste Plätze an, schlängelte sich hindurch durch gefährliche Riffe, die überall lauern, und nahm Kopra — getrocknete Kokosnuß, die zu Hause zu Speisefett und Öl verarbeitet wird — an Bord.

Die Krone zatterten Tag für Tag, zogen die Kopraläden hoch, und schwarze Jungen verkauften sie im Schiffsrumpf. Und das Geld hierfür ging in wertvollen Devisen in die Hände von Australiern, Chinesen und Japanern, welche die Nutznießer der von Deutschen angelegten Pflanzungen sind!

Ich lernte hier die Gegend kennen, so wie unsere Phantasie sie gewöhnlich ausmalt: Lachende, fröhliche Landschaft, Inseln und Inselchen mit Palmen bestanden, von glühender Brandung umwagt, im blauen Meer, und strahlende Sonne darüber.

Wir ließen die Hauptinsel Neuguineas, Kaiser-Wilhelms-Land, an. Das war ein anderes Landschaftsbild, ernst, beinahe düster. Unmittelbar aus dem Meere steigen in verschiedenen Stufen die urwaldbedeckten Berge bis zu 5000 Meter hoch, und Wolken hängen über sie herein. Der Charakter dieses Landes

schien mir durchaus nicht in die Südsee zu passen, sondern eher dem Nordland verwandt zu sein.

Die große Insel ist äußerst fruchtbar, aber das noch am wenigsten erkundete Gebiet unseres Erdhalbes. Die Papuas waren bei Ankunft der Deutschen, vor fünfzig Jahren, durchweg Kannibalen und lebten noch in der Steinzeit.

Im unerschlossenen Innern benutzten sie noch heute Stein- und Knochenwerkzeuge und -waffen.

Ich stieg in Finschhafen aus. Hier war Dr. Finsch am 1. September 1884 von Sydney kommend als Führer der Expedition der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in der Südsee“ gelandet, um die vom Reich aus gewünschten Landerwerbungen vorzunehmen, nachdem der Gesellschaft vom Reichskanzler der Schutz des Reiches für diese zugesagt worden war.

Durch Vermittlung eines Partegenossen fand ich Gelegenheit, eine Fahrt nach den Tamielinseln im Hochseeland zu machen. Dieses bestand aus einem etwa 16 Meter langen, ausgehöhlten Einbaum mit schön geschnittenem Bug und Heck. Der Ausleger sowie die Brücke und die Masten waren mit Rotanglänzen festgebunden. Es gab keinen Nagel und keine Eisenstücke am ganzen Boot. Die Mastenregel aus geflochtenem Baumbast hatten einen Flächeninhalt von je etwa 25 Quadratmeter.

Unser Zweimaster sah stattlich aus. Aber es wurde eine wilde verwegene Fahrt. Wir gerieten in



Oben: Kleine Korbmacherel — Rechts: Kopra wird verladen

einen mächtigen Sturm, ein Querbalken zum Ausleger brach, er mußte während der rasenden Fahrt mit Zuhilfenahme vieler Stangen gerichtet werden. Unser schwarzer Kapitän war in Aufregung, die drei kleinen nackten Kinder an Bord deuteten voller Angst. Da wußte ich, daß es Ernst war, denn die Tamielinsler sind gewiegte Seefahrer. . . . Aber das Glück war wieder einmal mit mir. Wir kamen zu den einsamen

Inseln im Meer, wurden zum Willkommen von den Frauen im Grasrod lüchtig gewaschen, d. h. mit Meerwasser bestrichen und dann im Triumph zu einem Grasshaus geleitet, das als Wohnung diente. Die Tamielinsler sind ganz hervorragend Holzschneider und Flecker — früher benutzten sie Steinbeile und -messer — hauptsächlich kunstfertig verzierte Holzmützen her.

Nach meiner Rückkehr zum Festland durfte ich mich zu meiner großen Freude einem andern Herrn, wiederum Partegenossen, auf einer Inspektionsreise ins Innere anschließen.



selbst auch anzunehmen geneigt waren, daß die Kultivierung dem Eingeborenen nur zum Fluche gereiche, da sie aus ihrem geruhigen Leben und süßen Nichtstun in den grausamen Zwang der Zivilisation gepreßt würden.

Einziges geruhiges Leben der Papuas? Es war wohl das fürchterlichste und ruheloseste, das man sich vorstellen kann. Der Papua lebte Tag und Nacht in Lebensangst und Unruhe.

Er konnte es nicht wagen, zu schlafen, denn jede Minute konnte ein Nachbarstamm einbrechen, jede Stunde ihm die Blutrache und der religiöse Kannibalsmuswahnsinn den Tod bringen. Es ist nicht so, daß sie alle aus Begeisterung Menschenfleisch

gegessen hätten, fast immer waren es religiöse oder aus ihrem Götterglauben heraus geborene Beweggründe. Es war vielen von ihnen selbst ein Elend; sie haben es oft ihren weihen Lehrern eingestanden und es ihnen von Herzen gedankt, daß man sie endlich von diesem qualvollen Dasein erlöst hat. Die Papuas waren der Meinung, daß jeder Verstorbene nicht normal dahingekchieden wäre, sondern von dem Zauberer eines fremden Dorfes einfach verzaubert und daran gekorben. Er mußte

Oben: So trägt die Papuafrau ihre Kinder. Mitte: Fischer bei der Arbeit. Unten: Molujel, Vulkan in Ratona.

Zu Fuß und zu Pferd (Straken gibt es hier nicht) kam ich auf halbdreierleißen Pfaden von der palmenbestandenen, fleberheißen Küste ins kühler Bergland Neuguineas zum Cromwellgebirge . . . Zehn Tage lang waren wir auf dem Weg, mitunter acht Stunden im Sattel oder heil aufwärts zu Fuß. Es ging immer auf und ab. Hatte man einen Berg erklommen, so mußte man auf der anderen Seite wieder tief hinab, um ins Innere des Landes zu kommen.

Neuguinea ist ein reines Bergland. Ebene gibt es nur an einigen Flußläufen, wie am Markdam und Kaiserin-Augustafluß (Sepik).

Wir blieben jede Nacht in einem anderen Dorf und bewohnten richtige Eingeborenenhütten auf Pfählen mit Graswänden und -dächern oder aus grob behauenen Brettern. Als Schlafstätte diente uns der blankte Boden oder eine mit Matten belegte Holzpritsche. Genährt haben wir uns zur Hauptsache von Yam, Taro (Tropenknollenfrüchten) und Bananen.

Wir waren inmitten von Papuas, die vor nicht allzu vielen Jahren noch dem Kannibalismus huldigten, unter die sich ein Weißer nur unter Lebensgefahr wagen konnte. Diese Tatsache erschien mir unverständlich, da wir in jedem Dorf mit großer Begeisterung empfangen wurden. . . Es ist hier in Neuguinea bestimmt nicht so, wie der Laie und ich

unter allen Umständen gerächt werden, weil sonst sein Geist der eigenen Sippe Unglück gebracht haben würde, sei es aus dem Gelde durch Mißernte, durch Krankheit, Kriege usw.

Man bedenke, jeder Verstorbene forderte wieder einen Toten. Aber dabei blieb es meist nicht, denn die Überfallenen setzten sich naturgemäß zur Wehr und oft genug blieben etliche Tote auf dem Platz, die wiederum Rache forderten.

So nahmen das Morden und die Menschenjagd kein Ende. Sie gingen ihren entsetzlichen Kreislauf bis zur Vernichtung einzelner Stämme. Die schwache Bevölkerung Neuguineas ist zum größten Teil darauf zurückzuführen.

Im Markhamtal besuchte ich die berühmten Rae-Wombas, die schlimmsten Kopfräuber des Landes, welche Tausende von Eingeborenen totschlugen und ganze Länderstrecken entvölkerten.

Sie trugen die Ehrenzeichen für jeden Erschlagenen auf ihrem Hut aus Baumbast. Eine kleine gelbe Kakaduseier bedeutete einen Mord. Eine große wippende Feder in der Mitte oben zeigte zehn erjagte Köpfe an.

Ich bekam einen Rae-Womba-Hut mit einer großen und vier kleinen Federn als Geschenk. Rae-Womba-Jungen brachten mich auf einem Floß dem Markham hinunter bis zur Meeresküste.

Im Flugzeug kam ich hinweg über Busch und Urwald zu den Goldfeldern Neuguineas, wo einzelne Menschen auf einfache Art in Metallschuflern das Gold auswuschen und große Kompanien mit mächtigen Baggermaschinen, mit ungemein größerem Erfolg dasselbe tun.

Deutsche Sinterflugzeuge muhten die Bagger, in einzelne Teile zerlegt, über das unerforschte Gebiet hinweg, auf die Goldfelder bringen und dadurch die Vorausschau zu ihrer Erschließung schaffen.

In der Nähe von Rabaul auf Neupommern, dem Verwaltungssitz der Kolonie, stieg ich dem unheimlichen Gejellen (Vulkan), der da fast vor einem Jahr aus dem Meere 226 Meter hoch an die Oberfläche kam, 500 Eingeborene unter sich

begrub, Rabaul 50 Zentimeter hoch mit Asche bedeckt und es schwer bedrohte, auf das Haupt. Der Kiese hat es geduldig hingenommen und mich nicht mit einem leisen Puster einfach in die Luft geblasen. Seiner Gnade, liebe deutsche Vögel, verdankt ihr also gewissermaßen diesen Gruß aus der Südsee.

So schreibt uns Senta Dinglerer aus Rabaul von ihrer Fahrt durch die Südsee. Sie wird uns sobald sie wieder nach München zurückgekehrt ist — in weiteren Bildberichten noch mehr von dem vielfältigen Erleben dieser Fahrt erzählen.



Oben Kokospflanzung mit Wasserbombe zur Säuberung der Pflanzung. Unten Neuguinea, Landschaft.





Wir lieben unsere Erde! Verflucht, wer sie nicht liebt, gesegnet, wer ihr dient! Gewiß, wir haben in den Städten unsere Pflicht zu erfüllen. Wir müssen in diesen Städten arbeiten, jeder an seinem Platze. Aber dort, wo die Natur nicht um uns ist, muß uns wenigstens die Sehnsucht nach ihr erfüllen; denn es geht um mehr als um Freizeit, Erholung und frohe Fahrt! Wenn wir in unserer Heimat wandern, wandern wir zu uns selbst.

Baldur von Schirach

Das Blumendorf

„Sechs Stunden Aufenthalt!“ sagte der zweite Steuermann, als wir an der kleinen Insel in den Bektoraalen anlegten. Sechs Stunden! Wir waren wenig begeistert. Aber so war es eben, wenn man mit einem Frachtdampfer nach Norwegen fuhr. Dort, wo es schön war, legte man nur kurz an, und an den langweiligsten und ödesten Fischplätzen wurde massenhafte Ladung eingenommen. Noch dazu diese Berge von übelriechendem Fischköpfen, die schon nach den ersten drei Malen jedes Interesse für uns verloren hatten.

Fast ein wenig mißmutig schlenderten wir planlos am Strand entlang. Kahler Fels überall mit spärlichen Grasbüscheln darin, die grauen Schuppen der Fischverwertungsgeellschaft und vier oder fünf rotbraune Fischerhäuser. . . Damit hatte man wirklich alles gesehen, was es hier zu sehen gab. Gerda und Hilde fanden flache Steine, die sie auf dem leichten Wasser tanzen ließen. Aber auf die Dauer war das auch keine Beschäftigung.

„Wir wollen weiter ins Binnenland gehen“, schlug Marlies schlichtsinnig vor. Im — aber wurde es nicht drinnen ebenso lein, so faßl, so öde, so ohne Leben?

„Sie müssen nur die richtige Richtung nehmen“, meinte der Kapitän. „Die Straße geradeaus und den ersten Fußweg rechts. Dann kommen Sie nach etwa einer Stunde an das Blumen-dorf.“ — „Das Blumen-dorf?“ — „Kaja, so sagen wir eben, weil es das einzige Dorf hier ist, in dem es Blumen gibt. Sehr schöne sogar und viele.“

Klar, daß wir dorthin mußten. Die Straße zog sich weit durch bräunliches Heidekraut und Heidelbeerestrüpp. Dann kam der Fußweg durch ein lichter Waldchen, über einen Bach, und dann ging es aufwärts — immer aufwärts.

„Pah! auf!“, meinte Gerda, „nun kommt ein Bach und dahinter das Dorf.“ Wir nickten erwartungsvoll. So mochte es wohl sein. Dann standen wir endlich oben und sahen an der andern Seite hinunter ins Tal. Etwa 300 Meter unter uns lag ein kleiner blauer See, ganz eingebettet in lichtgrüne Matten.

Und dort — dort lag ja auch das Dorf! Braunrote Holzhäuser, wie überall in Norwegen, eine kleine weiße Steinkirche und auf einem Hügel, etwas abseits, ein etwas groteskes Haus — wahrscheinlich die Schule. Ohne es zu wollen, kamen wir ins Laufen, liefen den schmalen Pfad hinunter, bis wir an die ersten Häuser kamen.

„Das Blumen-dorf!“ — Da standen wir auf der breiten Dorfstraße, sahen vor uns die Fenster der kleinen Häuser, und jedes einzelne trug einen Blumenkasten oder lustige bunte Blumenstöcke auf einem blau, rot oder gelb gestrichenen Blumenbrett. Fuchsen blühten hier, Geranien und Hängnelken in so verischwenderischer Pracht, wie wir es nur von unseren Hochgebirgsdörfern kannten.

Langsam gingen wir die menschenleere Dorfstraße entlang. Die Leute schienen wohl schon alle hinter den blanken Schirmen. Die nordische Sommernacht täuschte nur uns Mädchen aus dem Süden immer wieder über die Zeit hinweg.

Schließlich standen wir vor dem kleinen Hügel, auf dem das einzige größere Haus des Ortes, die Schule, lag. Da blieben

wir überrascht stehen. Der ganze Hügel war wie ein einziger bunter Blumenstrauß. Scheinbar wahllos und doch in feinsten Farbenharmonie zogen sich hier Staudenrabatten terrassenförmig bis hinauf an die Hauswände.

Phlox und Glodenblumen, Kleebl und Rittersporn, brennend-roter Kohn, Pfingstrosen und Kathertronen, fast alle unsere Gartenblumen des Frühsummers blühten hier in einer wundervollen Farbenfreudigkeit. Wie bei uns im Gebirge, so brachte wohl auch der kurze heiße Sommer des Nordlandes Farben von einer Leuchtkraft hervor, die sich die Menschen der Ebene kaum vorstellen können.

Langen standen wir wortlos wie vor einem Wunder. Endlich sagte Hilde: „Aber das ist ja gar nicht wahr, das träumen wir ja nur.“ Da hörten wir plötzlich ein leises, helles Lachen. Hinter einer riesigen Phloxstaude richtete sich eine Gestalt auf, eine alte Frau in einem grauen Kleid. Seltsam an diesem Kleid war der Gürtel. An schmalen Bändern waren viele kleine Säckchen ringsum festgenäht. Jedes Säckchen trug ein Zeichen aufgetischt.

„Warum stehen Sie draußen?“ fragte die Frau in tadellosem, kaum fremdländisch gefärbtem Deutsch. „kommen Sie doch herein, wenn Ihnen mein Garten gefällt. Ich bin übrigens Fräulein Senta, die Lehrerin.“

Mit einem großen altmodischen Schlüssel schloß sie uns die Gartentür auf. „Sie dürfen nicht über mein sonderbares Gartenkleid lachen“, sagte sie mit einem Blick auf die Säckchen. „Ich sammle gerade Samen. Es ist jetzt die richtige Zeit. Morgen, wenn die Sonne kommt, lassen Sie aus. Und wir brauchen die Samen. Viel Geld können wir hier nicht ausgeben für unsere Blumen.“

Ein paar Minuten später sahen wir um den kleinen runden Gartentisch inmitten der Stauden. Der Gegenstand zu der öden Landschaft am Strand mit ihrem sorglichen Pflanzenwuchs war so stark, daß wir früher, als wir beabsichtigt hatten, anfangen, davon zu reden.

Das alte Fräulein vor uns lächelte ein gutes, verzickendes Lächeln. „Ich weiß“, sagte sie, „die Landschaft am Strand bleibt sich immer gleich. So war sie schon, als ich vor vierzig Jahren hier ankam. Ich kam aus dem gezeichneten grünen Land um Bergen, und als ich die Stätte sah, an der ich nun mein ganzes künftiges Leben verbringen sollte, war ich bei-nabe verzweifelt. Denn auch hier im Dorfe sah es aus wie draußen: Heidekraut, Heidelbeeren, Birken — sonst nichts.“

„Man gewöhnt sich“, sagte der Pastor, „man gewöhnt sich an alles. Es ist hier nun nicht anders, man muß sich damit abfinden.“ „Aber ich wollte mich nicht abfinden. Ich war doch so jung. Freude brauchte ich. Wie sollte ich sonst leben und arbeiten? Es war eine schlimme Zeit damals.“ — Fräulein Senta schaute einen Augenblick hell vor sich hin. Dann fuhr sie fort: „Mutter schrieb mir ein paarmal, ich sollte zurück kommen, es fände sich wohl eine andere Stelle für mich. Aber ich wollte nicht. Es wäre mir sehr vorgekommen wie eine Flucht.“

Vater verstand mich besser. Er schickte mir eines Tages ein Päckchen mit Samen. Bedürfnislose Pflanzen waren es: gelbe Ringelblumen, Steinellen, Stiehmütterchen. Ich säte sie aus, und, was niemand erwartet hatte, sie gediehen. Sie gediehen daß es eine Freude war. Mag es von der gesuchten Lage des Dorfes kommen oder von der Fruchtbarkeit des Moorbodens, dem noch nie der Pflug berührte, ich weiß es nicht.

Aber nach zwei Jahren war mein Garten schon so, daß die Fischerfrauen oftmals stehen blieben und die Kübel nach um Blumen baten, wenn sie sich zum Dorftanz schmückten.

Da wagte ich mich auch an schwierigere Dinge. Drei- oder viermal arbeitete ich im den Sommerferien in einer Gärtnerei. Dann fing ich an, mir selbst ein Glashaus und Kistbeete anzulegen.

Das ganze Dorf hatte allmählich Interesse an meinem „Stechenpferd“ bekommen. So erhielt ich leicht Hilfe. Dann nahm ich die Blumenzucht in den Schulplan auf. Sie hätten die Jungen und Mädchen sehen sollen, wie sie ihre Beete im Schulgarten betreuten und wie stolz sie waren, als sie im selbstgemachten Blumenkasten aus Kistenbrettern ihre ersten Pflanzen zum Fensterhinaus mit nach Hause nehmen konnten!

Das ist nun schon lange her. Aus den kleinen Jungen und Mädchen sind die Fischer und jungen Frauen des Dorfes geworden. Manche sind darunter, die die Kunst des Schreibens und Lesens fast wieder verlernt haben. Aber was sie bei mir im Garten lernten, das haben sie behalten. So ist unser Dorf zum „Blumendorf“ geworden. . .

Fräulein Senta schweig. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und bewegte zart die tausend geöffneten Blüten des Gartens. Da klang noch einmal die Stimme der alten Lehrerin durch die Dämmerung, leise, als spräche sie zu sich selbst: „Denn Gott gab uns die Arbeit, um unser Leben sinnvoll zu machen, und er gab uns die Schönheit, um glücklich zu sein.“ —

Knapp vor der Abfahrtszeit kamen wir, jede mit einem großen Blumenkranz, wieder an Bord unseres Dampfers an.

Und bis weit über das Nordkap hinaus blühten auf dem kleinen Tisch in unserer Kajüte Glodenblumen und Akelei, Margariten und Feuerlilien, Nelken und blauer Rittersporn.

Eine Berliner M. - Führerin.

Biene und der Seidenschirm

Es war ein neues Fliegerviertel gebaut worden vor der Stadt. Als in den neuen Häusern das erste Mal Altmaterial gesammelt wurde, konnten die Jungmädels stolz sein auf das Ergebnis.

Hinter dem Kanal standen noch ein paar alte übrig gebliebene Köhner- und Gärtnerhäuschen. Da ließen den ganzen lieben Tag die Kinder ums Haus, da fuhrten die Wagen, und die Männer standen auf den Feldern und die Frauen legten Kartoffeln, pflanzten Kohl und ernteten im Sommer die Felder leer. Es ging alles seinen alten, ländlichen Gang. Die Kinder dieser Gegend und die aus dem neuen Fliegerviertel unter einen Hut zu bringen, war kein leichtes Ding.

Sabine Petersen — Biene sagten die Jungmädels — wohnte am äußersten Ende der Siedlung, und jedesmal blieb ein Jungmädels aus dem Fliegerviertel übrig, das über die Kanalbrücke mußte, wenn Rundschreiben an Biene weitergebracht werden mußten. Das hatte nun weiter keine Bedeutung, wenn nicht die Sache mit dem Sportfest dazwischen gekommen wäre.

Weißt man, Erika Steiner von der Admiral-Scheer-Straße dieser „Bote“; sie ärgerte sich denn auch mächtig, wenn sie den grünen Hedenweg hinauflaufen mußte zum neuen Krug hinterm Schlingenkamp. Das war für sie nichts anderes als eine tolle Lauferei, um die man sich soviel als möglich zu brühen versuchte. . . Und weißt man es dann so, wenn sie sich schon einmal ärgerte, geriet sie entweder in Heinsens Schafherde und kam nicht vom Fleck oder blieb mit dem Kopf im Stachelstrauch hängen, oder sie kletterte bei Bänkens auf den Brotwagen, der viel zu langsam fuhr, oder sie kam in den Regen und sah aus wie eine Ketteldörte, oder aber das Rundschreiben fiel in die Pfütze und vieles andere Unangenehme geschah. Es war auf jeden Fall eine dumme Sache!

Es war Appell; die Jungmädels sollten vorchriftsmäßiges Turnzeug mitbringen. Erika Steiner steckte das Rundschreiben zu unterst in die Tasche und dachte: „Ach, die Petersen kommt

ja sowieso zum Dienst, die ist ja immer da und Turnzeug — das hat sie doch nicht. Wie die überhaupt immer aussieht, mit ihren hohen Schuhen, als müßte sie die Küche weiden am Schlingenkamp. Das muß da hergehen bei den Leuten“, legte sie sich selbst in Mut.

„Wenn ich an den letzten Sommer denke, da hat doch die Biene tatsächlich im Stridunterrock mitgeturnt, ich, ich hätte mir die Augen aus dem Kopf geschämt und kein Bein mehr hochgebracht. Beim Bodyspringen blieb sie ja auch immer hängen, das war ja klar — nur nachher, weiß der Hund, war sie sogar schneller als ich“ dachte sie.

Das Rundschreiben knüllte sie wie einen Knoten in der Tasche. Es war fast dämmerig, und die Sonne vergoldete noch einmal den Schlingenkamp dunkelrot wie Feuer. Erika Steiner träumte und lief mit Schwung blindlings gegen einen Laternenpfahl.

Eine Beule, ein wahres Horn stand vor ihrer Stirn. Sie fiel immer häufiger, querselbein auf das niedrige Köhnerhaus zu. Was kümmerte es sie, daß die Sauerfische teils waren und aus dem Brun leuchteten, die Kinder lachend, selig und barsüßig unter der Pumpe standen.

„Diese erbärmlichen Dredspagen“, dachte sie überlegen und brühte wartend die kleine Gartentür auf. „Ein Rundschreiben für Biene“, sagte sie und wollte Frau Petersen den Rücken wieder drehen. Aber weil sie so unglücklich zwischen Tür und Angel stand, zog Bienes Mutter sie herein und stellte sie lachend auf die blankgeschuerten Steinfliesen. „Biene, da ist jemand für dich, du mußt gleich herauskommen“, rief sie. „Laß die Pfannkuchen stehen, ich habe selbst weiter, komm, Biene!“ —

Erika Steiner riß sich zusammen, unbeholfen freundlich handte sie da, wie einer, die eine völlig neue Welt entdeckt und noch nichts damit anzufangen weiß. „Hier, Biene, ein Rundschreiben, wir müssen antreten an der Dantsiger Freiheit, du kommst doch?“ Biene überstog die Jellen, und dann lachten sie über irgend etwas zu köstern, zog die Schultern hoch. „El wie dumm, ich hab' noch immer kein Turnzeug. Weißt du, ich hab ja wohl etwas geipart, aber es reicht einfach nicht. Es muß eben so gehen, ihr müßt schon so mit mir vorlieb nehmen.“ —

Dann machte sie wieder eine Pause, und weil Erika Steiner noch immer unbeweglich blieb und auf die planenden Kinder unter der Pumpe starrte, sagte sie hinzu: „Es sieht bei uns nicht dran. Guß da mal rüber. Hast Jungen, und was die an Hosen zerreißen, da machst du dir kein Bild von, sag ich dir und — ich kann nicht betteln, wo ich doch weiß, es geht nicht“, setzte sie leise hinzu.

„Komm schon, kannst dich ja entschuldigen, man wird dir deshalb kein Bein austreiben.“ — „Nur beim Sportfest, da kann ich dann wieder nicht mitmachen.“ Biene überlegte angestrengt, wie sie einen Ausweg finden sollte. Dann fiel ihr ein, daß Erika Steiner den ganzen Hedenweg heraufgelaufen war, ihre Wege, und sie hielt sie fest. „Weißt du nicht mal unsern Garten sehen, es gibt auch schon Knackfische, magst du? Komm!“

Der Goldregen war schon verblüht, und die Holunderbäume hatten ihren Duft verloren. Ein Motzchen sang, und eine Graubrosel sprang über den Weg. Erika wunderte sich, wie Biene mit den Tieren sprach, und wie behutlich sie eine Glucke mit ihren Jungen zum Schlafengehen schickte. Die Kinder warteten an der Regentonne auf ihre „große“ Schwester, blankgewaschen und mit nassen borstigen Haaren, und auf einem Bretterverschlag standen ausgerichtet in Reih und Glied die weißgeschwemmten Holzpantinen. Biene sah den kleinsten Ohren und Hände nach, ob alles sanfter gewaschen und trocken war, und dann schob sie sie nacheinander in die Küche.

Sie stand mit Erika Steiner unter dem Rischbaum, und flut wie ein Wiesel kletterte sie die Leiter hoch, sah oben in den Zweigen, in der einen Hand den Korb, mit der anderen pflückte sie die roten Rischen, hing sich ein Bündelchen baumelnd um die Ohren und lachte und sprang von oben herunter ins Gras, ein Blätterichwarm schwebte mit herab. „Hier, Erika, die kommen in die Tüte für den Heimweg, der ist ziemlich weit.“ —

Die Jungmädels verstanden am nächsten Sportnachmittag nicht, wie einer über ein Jahr lang darauf wartet, daß er Turnzeug bekommt. Biene sagte immer daselbe, es läge nicht dran zur Zeit — später einmal. „Du sollst aber doch die Staffel zum Sportfest mitmachen, du bist doch ausgelocht worden. Versuch es doch bis zur nächsten Woche“, meinten sie. Biene rechnete im stillen nach, wieviel Geld die Mutter wohl geben konnte.

„Sie ist eben kein richtiges Jungmädels“, meinten einige Mädels, „Biene lernt das auch nie, daß man einfach da sein muß, so wie es geordert wird.“

Biene wurde rot im Gesicht. Am liebsten hätte sie ihnen einmal daß die Wahrheit gesagt. Sie hatten alle gut reden. Was wußten sie schon davon, und warum konnte sie ohne Turnzeug kein richtiges Jungmädels sein? Sie schludte ein paarmal, und abends, als sie im Garten stand, war Mutter Petersen neben ihr und sagte sie erst wieder zurecht. „Was ist denn los?“ fragte sie besorgt.

„Ach, das versteht du nicht. Ich muß ihnen allen jetzt beweisen, daß ich ein richtiges Jungmädels bin.“ Erika Steiner hat es ihnen ja schon gesagt, daß sie alle keine Augen im Kopf hätten, daß Biene Petersen ein anständiges Jungmädels wäre und sie müßten sich alleamt schämen, daß sie es ihr noch schwerer machten, als sie es ohnehin schon hätte.

Biene konnte das nicht vergessen. „Mutter, wetzt du, wie ich mit Bernd um die Wette lief und wer am schnellsten an der Heide war? Sie sollen doch wissen, daß ich etwas kann, daß ich zu ihnen gehöre. Denk dir doch, Mutter, wenn unsere Jungmädels die allerbeste Mannschaft haben und wenn ich nicht einmal dabei sein könnte!“ — „Kind, ich drehe jeden Biennig dreimal um, sag dir bloß keine Köstchen in den Kopf und bleib vernünftig.“

Es gab eben Dinge, wo auch ein Jungmädels bis ins tiefste gepackt sein konnte und damit mußten sich die erwachsenen Menschen nun einmal abfinden. Biene schlich sich in die Kammer und simulerte hin und her. In dem alten Wandschrank stand doch ein alter seidener Regenschirm von Anno dazumal, das war ein ganz ordentliches Stück Stoff, und daraus ließ sich doch auch eine Turnhose nähen, dachte Biene. Selig klemmte sie dem „ollen Vamp“ unterm Arm und lief in die Küche, spannte ihn weit auf, daß die Löcher und Risse aufsprangen und tanzte umher wie toll: „Mutter, ich weiß was, was du nicht weißt. Ich hab' ein Ding gefunden, das ist jetzt mein Ding.“

Am nächsten Tag schnelverte Mutter Petersen, und frohlockend hob Biene die seidene Turnhose hoch. „Du, was ne kleine Siebenbürg!“ nahmen die Jungen das Ding zwischen Daumen und Zeigefinger, als wäre es zerbrechlich; und aus einem alten Stück Hemdentuch nähte Mutter Petersen das Turnhemdchen.

„Biene macht mit!“ Die Jungmädels freuten sich ganz besonders auf dies Ereignis. Erika Schneider stand hinter Biene Petersen in der Reihe, und es waren wohl an die tausend Menschen gekommen, die zugucken wollten. Als Biene ablaufen mußte am Start, riefen alle Jungmädels: „Biene, Biene!“

Am meisten freute sich aber Mutter Petersen, die oben auf der Tribüne saß und nun auch zum erstenmal dabei war, wie der Jungmädelsuntergau sein Sportfest hatte. Wieviel Mühe und wieviel Arbeit notwendig sind, bis alles soweit ist, davon

sehen und wissen die Leute nichts, nicht einmal die Jungmädels selbst.

Erika Steiner tippt Biene heimlich auf die Schulter und zeigte auf die neue Turnhose. „Du, neu?“ Biene nickte zuerst nur. Heimlich flüster sie dann zurück. „Aus Omas altem Regenschirm, der in der Ecke stand und noch einmal zu Ehren kam.“

Sie zupfte sich zurecht, weil es bald soweit war. Das Geheimnis aber mit dem Regenschirm ging durch die ganze Reihe.

Die Jungmädels waren noch stolzer auf Biene. Dann mußte alles still sein. Die Leute sahen nur noch auf die Jungmädels und wie sie liefen und bewunderten, wie geschickt und schnell alles ging.

„Biene in ihrer niege Vampbürg“, rief jemand und lachte ihr zu. Noch nie war Biene Petersen so schnell gelaufen! Es war eine Wortsache, das sagte selbst die Jungmädelsuntergausleiterin. Es triebelte einem bis in die kleine Zehenpitze, und man verspürte große Lust, alles selbst mitzumachen. Es ging um den großen Medizinball oder aber, wenn man ganz besonders auftritt und die beste Zeit lief, gab es eine ganz neue Ziehharmonika als Preis, und die mußte Bienes Jungmädelsgruppe haben, das hatten sich alle Jungmädels fest vorgenommen. Biene kannte, wie ein Strich flog sie über die Laufbahn, immer den weißen Kreidelinien nach. Man sah nur Beine, die vorwärts wollten.

Auf der Tribüne wurde schon gestoppt, und dann wurde das Ergebnis durch den Lautsprecher verkündet, die Jungmädelsgruppe vom Schlingentamp hatte eine herrliche Zeit herausgeholt. Wirklich, am liebsten wäre Biene jetzt dahin gelaufen, wo ihre Mutter sitzen mußte; aber sie wußte ja auch, wie hoch und hoch die Jungmädels alle waren.

„Die Jungmädels der M.-Gruppe 7/18 haben die beste Laufzeit erreicht und erhalten als Preis eine Ziehharmonika“, das schallte ja bis auf die Straße. Sabine Petersen, Selga Schröder, Elie Hubner, Heide Ohler und viele andere Jungmädels wurden zum Mikrophon gerufen, um nunmehr die Preise abzuholen.



Biene schredte richtig zusammen, als ihr Name laut und deutlich durch das Mikrophon gerufen wurde. Sie sollte ganz vorne antreten, und irgendwo da oben auf den Bänken würde ihre Mutter auf sie heruntersehen, und sie durfte sich freuen, daß sie für ihre Jungmädelsgruppe gelaufen hatte.

Noch nie hat wohl ein Jungmädels stolzer und glücklicher eine Ziehharmonika getragen als Biene Petersen vom Schlingentamp!

Annemarie Peter.



schon nach wenigen Augenblicken schien, als hätte ich sie die ganze Zeit über gekannt

Die Bahnfahrt gestaltete sich trotz ihrer Länge sehr lustig, und wir waren schon alle sehr gespannt, als wir endlich in Hentzenhagen anlangen. Erst hier sah ich, wie viele Mädchen mitgekommen waren, denn schier endlos schien der Zug zu sein, als wir durch das Dorf zogen. Am Lagerplatz, der etwas außerhalb des Dorfes, mitten im Wald, und ganz nahe an dem Meer gelegen war, waren schon unsere Zelte aufgebaut, und wir wurden gleich in die für uns bestimmten geführt. Ich konnte es noch gar nicht lassen, daß mein lang ersehnter Wunsch, einmal doch in einem Zelt schlafen zu dürfen, so wider Erwarten schnell in Erfüllung gegangen war.

Ich spürte schon die Nähe des Meeres, und kaum konnte ich den Augenblick erwarten, da ich es endlich sehen sollte. Wir durchschritten ein kleines Stückchen Wald, erklommen die Dünen, und dann — dann lag es vor uns — das Meer. Wie wohl es tat, so unbegrenzt ins Weite schauen zu dürfen — die Sonne war schon untergegangen, und dort, wo Himmel und Wasser zusammenstießen, war nur ein feiner dunkler Strich zu sehen.

Die Brandung rauschte leise, und die Gefalten der Mädel, die mit ihren Wimpeln den Stand erlangt hatten, hoben sich gelassen vom dunklen Grau des Hintergrundes ab. Wir

Zum erstenmal im Jungmädellager

Viele Jungmädel des Reiches und viele Mädel der Schweiz waren in diesem Sommer zum erstenmal im Lager. Wir alle erleben ein Glück. Trübsal und erleben die Kameradschaft anderer Jugend. Von diesem Erlebnis erzählt uns heute eine solche deutsche Kameradin aus dem Ausland.

Es waren für mich wunderbare Tage, die ich an der Ostsee mit so vielen Berliner Mädeln verbringen konnte. Eine solche Fülle von neuen Eindrücken kamen auf mich herab, daß es mir fast nicht möglich ist, alles zu erzählen. Denn wenn ich denke, alles gesagt zu haben, fallen mir immer wieder neue Begebenheiten ein.

Nun, ich will versuchen, auf das wiederzugeben, was mich am meisten beeindruckte.

Als ich am Abfahrtstage am Stettiner Bahnhof mit meinem gepackten Koffer erstand, konnte ich nicht ein Mädel und wußte nur die Gruppe, zu der ich mich gesellen sollte. Wo sie allerdings war, konnte ich erst durch langes Fragen herausbekommen. Ich fühlte mich natürlich sehr fremd, aber die Mädel nahmen sich meiner so herzlich an, daß es mir



langen ein Lied, und dann ging es wieder zurück in unsere Zelte. In dieser Nacht haben wohl die wenigsten geschlafen, zu sehr waren wir erregt durch all das Neue.

Die ersten Tage vergingen mit wie im Fluge, und ich kann mich gar nicht mehr genau entsinnen, was wir alles vollbrachten. Wir verzögerten die Umgebung unserer Zelte, bauten Kochgeschirre oder Schuhhänder, oder wir turnten, schwammen oder tanzten . . . Ach — überhaupt gelacht haben wir mehr als genug, und selten in meinem Leben habe ich so viel gelacht, wie in der Zeit des Zeltlagers . . . Jeden Tag lernten wir einige neue Lieder, darüber freute



Wir gingen durch den Wald, wo sich die hohen Bäume mit ihren Kronen trafen und einen Dom bildeten, den zu durchschreiten man kaum wagte.

Als wir an einem der letzten Tage eine Festerkunde am Strand hatten, bei der auch ein Feuer abgebrannt wurde, war ich tief beeindruckt. Das Feuer loderte am Strand, hinter meinem Rücken rauschte das Meer, die Fahne wehte im Winde, und die Führerin sprach über die Grenz- und Auslandsdeutschen und ihre Aufgabe und über all das Schwere, das sie ertragen müssen ihres Volkes willen. Dinge, die wir im Alltag fast vergessen.
Räike Dobbe.

Ich mich besonders, und ich bin erstaunt, wie viele ich kann. Zum Abschluß des Lagers hatten wir auch einen Singwettbewerb — für den wir jeden Tag, jede Gruppe in einer anderen Himmelsrichtung, hinter Bäumen und Kulden verdeckt stetig übten.

Nach dem Essen, in der Freizeit, konnte jede tun und lassen, was sie wollte. Ich zog es meistens vor, mich in der Sonne zu anlen, wenn ich nicht einen Brief zu schreiben hatte oder meine Sachen in Ordnung bringen mußte. Aber wenn ich in der Sonne lag, mußte ich sehr acht geben, daß ich nicht einäschelte, sonst hätte es bestimmt einen Sonnenbrand gegeben, und ich wäre gezwungen gewesen, eine unserer zwei Ärztinnen aufzusuchen.

Fast jeden Tag gab es irgendeine neue Überraschung. Eines Morgens wurde uns erklärt, daß meine Gruppe als erste zu einem Bauern zum Arbeiten gehen dürfe. Ich habe mich riesig darüber gefreut, denn erstens macht mir diese Arbeit ungeheuren Spaß, und dann konnte ich ja auch somit den pommerischen Bauern kennenlernen.

Ich kam mit einem andern Mädels auf einen sehr schönen großen Hof, einen Erbhof, wie wir der Bauer stolz versicherte . . . Und dann arbeiteten wir auf Feld und Hof, und am Abend durfte ich zur Belohnung eine Kuh melken. Ich habe es auch zur vollen Zufriedenheit des Bauern ausgeführt und bin sehr stolz darauf. Wir wurde eigentlich immer gesagt, daß die norddeutschen Bauern so verschlossen seien, ich habe dies gar nicht gefunden und mich wunderbar mit ihnen unterhalten.

Ein andermal machten wir eine Wanderung für das Reibungsbuch. Ich hatte in der Tat nicht eine solche liebliche Landschaft erwartet, wie es die pommerische ist. Wir zogen los, nachdem es kurz vorher geregnet hatte und die Erde und das Gras wunderbar dufteten. Von den Bäumen, die zu beiden Seiten den Weg einsäumten, tropfte es noch manchmal leicht, und die Sonne schien kaum durch die vielen Blätter durchschimmern zu können.



Jungmädels erzählen

Eine kleine Sockentragödie



Suse erschien am Abfahrtstag mit ganz fabelhaft gestrickten Söckchen mit sehr schwierigem Muster. Wir raunten eine halbe Stunde darüber, denn Suse gehörte nicht gerade zu der Menschengattung, die Nachmittage damit zubringen können, fleißig zu knüppeln und aufmerksam am Hand eines abgegriffenen Strickmusters zu zählen.

Sie erklärte auch, wie sie zu diesem Zeugnis wahrer Strickkunst gekommen war: Ihre gute Großmutter besaß die Absicht,

ihrem Enkelkind für die Grobfahrt ein schönes Geschenk zu machen, ein Paar schlohweiße Socken. Großmutter begann also mit der schönsten und dünnsten — zu warm sollten die Söckchen im Sommer ja auch nicht sein — Wolle das erste Söckchen.

Aber die große Wäsche kam dazwischen, und Großmutter sah schon, daß sie mit den Söckchen nicht fertig würde. Also vertraute sie die Wolle und das angefangene Prachtexemplar der begeisterten Suse an, mit der Bitte, statt ihrer die Söckchen fertigzustricken.

So sah denn Suse während Nachmittag für Nachmittag und plagte sich im Schweiß ihres Angesichtes mit dem Strickmuster und der feinen Wolle herum. Dazu kam, daß sie noch gar nicht stricken konnte und deshalb erst an einem Baumwollwalschlappen üben mußte.

Aber sie waren fertig geworden, allerdings mit mehreren Verwundungen, denn es ist ganz natürlich, daß, wenn man sich einbildet, man könnte beim Stricken zur Unterhaltung lesen, da auch einige Wälschen entgleiten. Die Großmutter hatte sich herzlich gefreut, daß die Söckchen so schön geworden waren, und Suse atmete erlöst auf, daß sie das allnachmittägliche Schreckgespenst (lies: „Suse, hast du heute schon an Großmutter's Söckchen gestrickt?“) los war.

Nun unternahmen wir eines Tages eine Rußenwanderung nach dem Leuchtturm Bräuter Ort, der eine schöne Strecke weit von der Jugendherberge entfernt liegt. Es war ein ziemlich kühler Tag; wir hätten wegen der großen Wellen gar nicht haben können, und so pakte es sehr gut. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus und stolzierten mit hochgezogenen Röcken in der sprühenden Gischt weiter.

Als wir nach dem Laufen im kassen Sand etwas müde am Leuchtturm ankamen, wurde Suses braungebranntes Gesicht plötzlich blass: „Ich habe ein Söckchen verloren!“ flüsterle sie erschrocken. „Ein Söckchen?“ meinten wir, „das ist recht dumm, aber so schlimm ja nun auch wieder nicht!“

„Es war doch eins von den gestrickten!“ — „Ach, du liebe Zeit, das ist etwas anderes. Weißt du denn nicht ungefähr, wo du's verloren hast?“

Wir trösteten sie, so gut es ging, und meinten, sie müsse sich eben nochmals aufopfern und ein neues dazu stricken, denn was ist ein Söckchen, wenn man zwei Beine hat? Suse rang erst nach Atem: „Ihr seid wohl nicht geküßt? Noch so ein Ding zusammenknüppeln? Um nichts in der Welt! Außerdem kann ich es ja noch wiederfinden.“

Ersta erlaubte ihr, im Hinblick auf die vielen Stunden, in denen das verschwundene Söckchen entstanden war, es zu suchen, und gab Ilse und Inge noch mit, da wir andern den leichteren und windstilleren Landweg gehen wollten. Hoffnungsvoll begab sich Suse mit der einen Socke und ihren zwei Begleiterinnen auf die Suche nach der anderen Hälfte des Söckchenpaares.

Die drei, wir hatten sie schon Sockenezpedition gelaufen, verschwanden allmählich, wir gingen zur Jugendherberge zurück und warteten. . . . Mit Freudengehem wurden sie schließlich begrüßt. Was machten sie aber für einen komischen Eindruck? Die Röcke waren naß und triefen, die Haare waren zerpaßt.

Kann, sie ließen sich durch unsere Begrüßung überhaupt nicht aus der Stimmung bringen, sondern behielten die aufgelegten Trauermienen. Da fragten wir neugierig nach der Socke, spottgeladen, denn es wäre doch ein Riesenzufall gewesen, hätten sie die eine Socke an dem langen Strand gefunden.

„Ja?“ fragten wir, „habt ihr sie oder habt ihr sie nicht?“ Langsam trat Suse vor und hob feierlich eine Socke in die Höhe. „Da ist sie!“ sagte sie todernt und setzte sich auf den nächsten Fuder. Inge prustete Inge aber doch los, und Ilse lachte hinterher. . . . „Was ist denn los?“ riefen wir und lachten schon halb mit. „Ihr habt sie wohl gar nicht gefunden?“

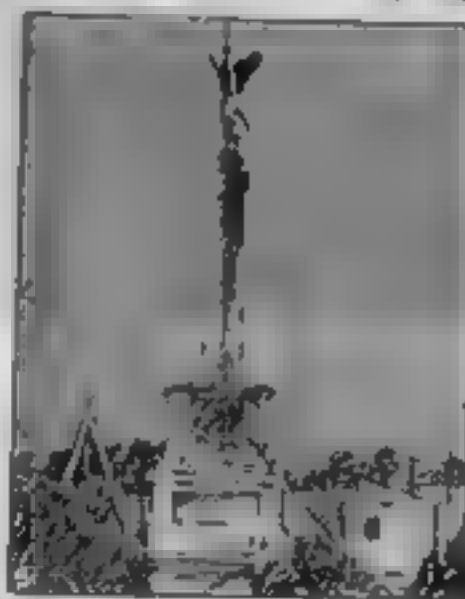
„Aha!“ höhnte Inge, „aber —“ „Aber —“ freute sich Ilse. „Aber wir haben die andere Socke verloren!“ vollendete Suse. Jetzt lachten wir auch. „Stimmt das auch, oder veralbert ihr uns nur?“ „Nein, es stimmt wirklich, die andere Socke habe ich auf der Suche nach dieser verloren!“ Sie zeigte ihre zerkrümmten Knie und Ellbogen.

„Die zwei meinten nämlich schreihell, daß der Wind die Socke sicher hochgeweht hätte. Ich kletterte also auf die harten Sandwände und rutschte plötzlich heftig aus, dabei muß mir die Socke, die ich in dem Augenblick nicht so fest gehalten habe, hops gegangen sein!“

Später wurde gemunkelt, die andere Socke lebe auch nicht mehr. Wir glauben jetzt, es stimmt, denn wir haben nie mehr die allein dastehende Socke gesehen. . . . Das ist Suses Sockentragödie, entschieden eine komische! —

Ein fäktisches Jungmädels.

Die Siegessäule zieht um



„Zur Siegessäule — na, Fräulein, immer an den Schienen entlang“, hatte mir eben noch der Mann im blauen Arbeitskleid den Weg beschrieben. „An den Schienen entlang“, — das war gut gesagt. Wo waren hier die Schienen?

Die Straße war aufgerissen, Treder ratterten und Rumpften, und ab und zu flog von irgendwoher aus der lärmenden Tiefe mit einem tüchtigen Schwung eine Schippe Sand dicht neben den Bürgersteig; und hinten — ja, da hörte die Straße

überhaupt auf, tatsächlich mit einem Bretterpaun verlegt, über den auf einer Ueberführung hinweg die Leute spazierten, so wie bei uns daheim am Bahndamm.

So — nun hatte ich ganz sicher nicht aufgepaßt! Wo war jetzt der große, freie Platz, auf dem die Siegessäule stehen sollte? „Raschdätsch sieht sie auf den Verkehr zu ihren Füßen“, hatte Vater uns immer erzählt, und der wachte es noch aus seiner Soldatenzeit. Hier war nur ein unsörmiges, hohes Holzgerüst.

„Nun gucken nur noch die Flügel raus, dann kommt der Kopf dran, sich mal, so und so . . .“ angestrengt begannen die beiden Vampfe neben mir, im Strahlenland zu zeichnen, „und dann erst zieht die Siegessäule um!“ Was — wer zieht um? Was es nicht alles gab! Aber es stimmte, „sie“ zog um! Jetzt entdeckte ich oben zwischen den Stangen und Stäben des Holzgerüsts auch einen halben Arm und sogar einen goldenen Flügel.

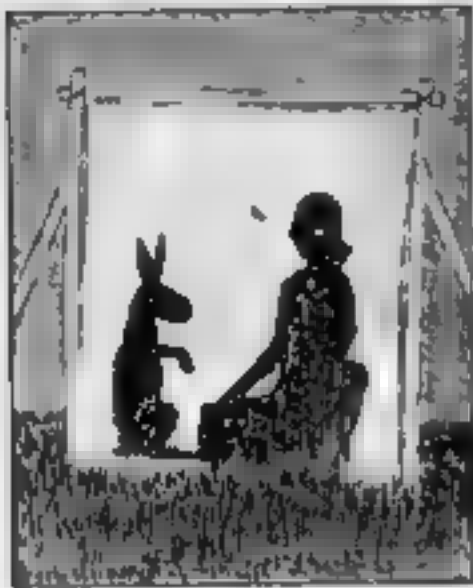
Ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt! Was man wohl mit ihr vorhaben mochte? Ich fragte meinen Onkel. Einen Kriesenpaden von Zeitungen schleppte er heran. „Die Siegessäule zieht zum Großen Stern“ — „Neugestaltung Berlins“ — „Siegesäule auf würdigerem Platz“ —. Heiße Köpfe bekamen wir beide darüber.

30 Meter höher würde sie werden, 12 Kilometer weit wird man sie auf der großen Ost-West-Achse sehen können, sicher würde es viel schöner noch als vorher sein!

Wenn ich im nächsten Jahr wieder in Berlin bin, werde ich sie mir noch „vollendetem Umzug“ bestimmt ansehen, das habe ich fest vor.

Ein fränkisches Jungmädels.

Die Hasenrolle im Pferdeei



Frau Anne sein. „Oh, mehr kommen ja gar nicht darin vor, und ich wollte doch auch mitspielen!“

„Steh mal, Annelies, du bist einfach zu klein, du reichst dem Bauern ja nur gerade bis an den Bauch“. Da muß Annelies schon mitlachen. „Aber der Hase, der Hase, der muß doch auch mitspielen!“ fällt ihr begeistert ein. Wirklich, daran hatten wir noch gar nicht gedacht. „Ja, den schneiden wir wohl am besten aus Pappe. — Zum Häschen bist du nun wieder zu groß!“

„Dann hatte ich eben das Häschen! Es muß doch Männchen machen und dann davonlaufen!“ — „Tatsächlich, das ist wichtig, also, du schniddest dir zwei Hasen, einen sitzend und einen springend, machst sie an einer Kette fest, damit du sie bewegen kannst. . .“ Ganz erfüllt von ihrer großen Hasenrolle macht Annelies sich an die Arbeit.

Sie muß sich sehr heranhalten, aber sie melde sich pünktlich mit allen anderen für die Probe fertig. Ein leeres Bierfass hat sie herangeholt, das ist der Stein, hinter dem ihr Häschen erscheinen soll.

Das Licht geht aus, und die Jungmädchen unten freuen sich dieblich über den Bauern, der da als großer Schatten mit einem Kürbis auf dem Markt steht. Den wird er als „Pferdeei“ anpreisen. Schon findet sich ein dummer Käufer, der mit seinem Wunderei gleich auf den Berg geht, um ein Fohlen auszubrüten.

Jetzt ist es soweit, Annelies ist an der Reihe mit ihrer Hasenrolle. „Ein Häselein schaut mir zu“, erzählt der Bauer weiter. O Schreck, dem Bauern fällt die Pfelle aus dem haunend offenen Mund, und die Jungmädchen unten lachen wie toll.

Annelies' Stubensädchen ist plötzlich höchst persönlich auf der Leinwand erschienen, dazu zwei eifrige Häute, die an einer Stange ein etwas komisches Etwas in die Luft halten. Das Häschen hat sie verkehrt aufgenagelt, da zeigt nun die große Blume zum Bauern, und das Häschen beginnt zu glitzern und steckt elligst den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauch, wenn er Angst hat. „Annelies, Annelies“, lachen die Jungmädchen.

„Oh, lach mich doch nicht aus, ich mache das gleich in Ordnung!“ Anne hat am meisten gelacht, aber sie hilft ihr auch schnell bei ihrem Unglück. Der Hase bekommt die gewünschte Richtung und mit einem festen Stod auch noch Rudgrat. So geht es ausgezeichnet, und Annelies ist ganz glücklich.

Am andern Tag läuft sie von Haus zu Haus und ladet zum lustigen Dorfabend ein. „Was spielt ihr denn?“ — „Wir Jungmädchen spielen ein Märchen, und ich habe die Hasenrolle im Pferdeei!“ So wird sie oft gefragt, und ebenso oft erwidert sie die Neugier mit ihrer Antwort.

Wieder hockt Annelies hinter dem Bierfass mit glühenden Backen und klopfendem Herzen. Sie weiß, daß es nun darauf ankommt. Vor der Leinwand sitzen jetzt nicht die Jungmädchen als Zuschauer, da ist bald das ganze Dorf beisammen und bestimmt alle, die sie eingeladen hat.

So, gleich ist der Hoppelhase an der Reihe, da werden sie unten aber erst lachen! Frau Anne kommt auf den Berg und wird ihren Mann beim Brüten ablösen. Vor allem muß sie doch einmal hören, ob sich das Fohlen noch nicht melde, dreißig Tage sitzen sie ja bald auf dem Wunderei.

Mein Schreck, mein Schreck! Was ist Frau Anne ungeschickt, sie stößt an das Ei, und es fällt den Berg hinunter, gerade an den großen Stein. Da bricht der faule Kürbis in Stücke, und Annelies läßt ihr erschrockenes Häselein durch die zerbrochene Schale laufen.

„Da läuft das Fohlen, ob ich's fange?“ schreit Frau Anne, „he, holah, so komm doch her!“ Aber das Häselein hat Angst und hoppelt mit Annelies ganz hinter die Bühne. „Kennst du, o ungeratenes Wesen, die eigene Mutter denn nicht mehr?“ Frau Anne geht untröstlich nach Hause. . .

Das Spiel ist aus. Annelies steht hinter der dunklen Leinwand und hört mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung unten das Lachen, Händeklatschen und: „Das was aber wirklich sein!“ — So froh ist Annelies lange nicht gewesen.

Ein pommerisches Jungmädchen.

Ein Bulle, Rolf und sechzehn Kühe



ging es mit durch den Kopf. Der Kuhjunge wurde gebraucht, und so mußte ich sein Amt übernehmen.

Draußen fegte ein kalter Wind, und ab und zu gab es einen tüchtigen Regenschauer. Aber ich war gegen Wind und Regen gewöhnt. Über meiner Windjacke trug ich einen weiten, großen, grünen Bodenmantel, dazu ein blaues Kopftuch. . . Und gegen den Regen sollte mich ein großer schwarzer Schirm schützen!

Die Kühe graken friedlich auf der großen Weide, ich brauchte nur aufpassen, daß die Tiere nicht in die angrenzenden Felder liefen. Wirklich eine leichte Beschäftigung! Nach einer Stunde legten sich die Kühe nieder zum Wiederkäuen.

Oben am Rande der Weide stand eine kleine Dornenhecke. Unter die legte ich mich nun; Schirm, Stod und Hund ruhten neben mir. So lag ich da und schaute in den Himmel.

Ja, da guckte ich nun und träumte und hatte meine Kühe längst vergessen. So hatte ich auch nicht die drohende dunkle Wolke hinter mir bemerkt. Ehe ich mich verlor, brach das Unwetter los!

Ich spannte den Schirm auf und bildete auf die Kühe. Ein Durcheinander! O Gott! Einige waren schon im Rübenfeld. Ich sprang hoch, stemmte den Schirm gegen den Sturm und schrie dem Hund zu. Aber der hatte gar keine Lust, bei diesem Regen zu laufen und die Kühe zusammenzutreiben. Ich drohte mit meinem Stod und schrie: „Rolf, hol sie ran!“ Er machte einige Schritte und kehrte wieder um — es war ihm zu naß.

In großer Verzweiflung klappte ich den Schirm zusammen, warf ihn ins Gras, nahm den Hund ans Halsband und rannte übers Feld. Jetzt, laut bellend, ließ Rolf los und holte die Kühe aus dem Feld. Ja, wie sie sprangen. Sie hatten Angst. Der Bulle brummte böse, kieß mit seinen Hörnern; aber es half ihm nichts, auch er mußte weichen. Endlich hatten wir sie alle wieder auf der Weide. Inzwischen hatte der Regen nachgelassen, und die Sonne kam hervor.

Rolf trottelte langsam heran, legte sich zu mir und ließ sein Fell in der Sonne trocknen. Vorhin wollte er nicht allein in den Regen gehen, ich sollte mitkommen, und nun guckte er mich an, als wollte er sagen: „Was willst du schon ohne mich anfangen?“ Und ich gab ihm im stillen recht. . . Ja, das Kühehüten war doch gar nicht so einfach.

Ein Hamburger Jungmädchen.

Das Märchen vom Hasenhüten

Es hat einmal ein Märchen gegeben, das haben die Magdeburger Jungmädels am Strand von Traßensee gespielt, und es war wunderschön. Der Bürgermeister vom Dorf mit den vielen Kurgästen, die Fischerjungs und Deerns sind alle dazu gekommen, so daß in der Sandburg alle Plätze besetzt waren. Für einige hohe Gäste hatte es Ehrenkarten gegeben, sie durften damit die Moospolster-Plätze mit dem weiten Blick auf den Strand und das Meer einnehmen.

Die Aufregung war den Tag über groß gewesen; im Lager, beim Essen und Zeltstadtläubern waren oft Worte vom Märchenspiel gefallen. Das ging bis in den Nachmittag hinein . . . Mit Liedern und Muhl, mit flatternden Bandern an langen Kiefernstangen kam dann endlich der Märchenzug gegangen. Da war es nun soweit. Stups spielte das Märchen vom „Hasenhüten“.

Es war einmal ein armer Schneidergeselle, der hieß Stups, trug ein blaues Wams und einen blonden Schopf. Er war groß und stark und schaffte viel und konnte viel zum Essen gebrauchen. Wenn er auch fleißig war und ein gutes Herz hatte und keinen Menschen in der ganzen Welt, so mußte der Meister ihn doch entlassen, denn er war arm und sein Geschäft konnte bessere Zeiten von früher.

So wurde der arme Schneidergeselle entlassen. Er packte sein Bündel, nahm sein Handwerkszeug und zog in die weite Welt. Da er ein freundliches Gesicht hatte und ein hilfsbereites Wesen, war er überall gern gesehen und fand schnell eine Arbeit. Man sah ihn lieber kommen als gehen, und manches Mägdelein war ihm von Herzen zugetan.

Das kümmerte den munteren Gesellen aber nicht, ihn ludte es weiter bis in des Königs Stadt. Denn der König hatte



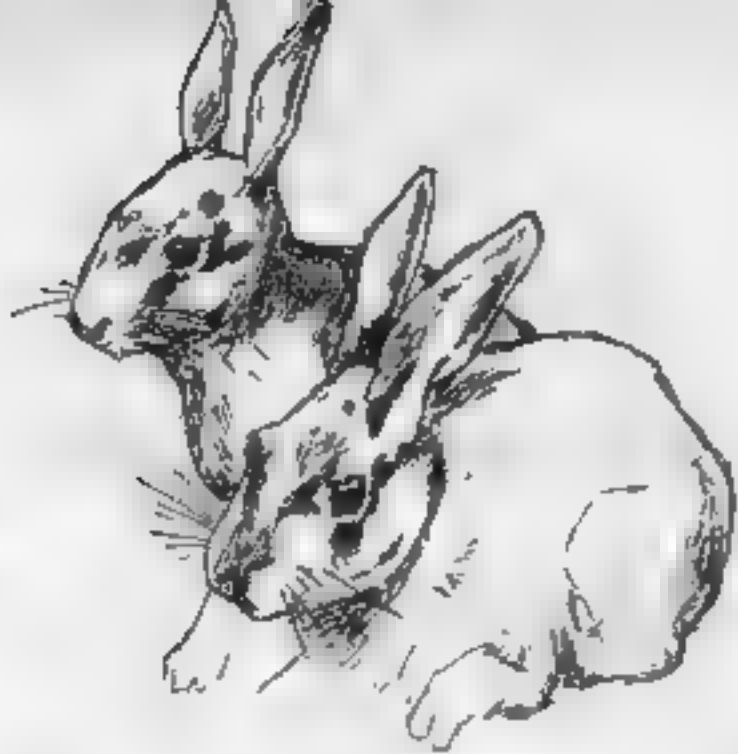
eine gar feine Tochter, und seit er die Prinzessin einmal gesehen, hatte er oft an sie gedacht und wünschte sich im Traum wohl, sie zu besitzen. Weil er aber ein armer Schneider war, hatte er diesen Gedanken dann schweren Herzens verworfen. Da fand er eines Tages einen Klumpen Gold, pures Gold. Er wurde darauf sehr nachdenklich, bis er dann einen Plan gefaßt hatte. Er verwahrte das Gold wohl, trug seinen Kopf sehr hoch und schritt nun geradewegs auf die Königsstadt zu.

Da hörte er in der Stadt viel erzählen, und der Name der Prinzessin fiel auch dabei. Ihre Schönheit wurde gepriesen und ihr guter Sinn. Da lachte dem Schneidergesellen das Herz im Leibe. Er hörte ferner von den beiden Aufgaben, die der zu lösen hatte, der die Königs-Tochter zur Frau begehrt. Am nächsten Morgen ging er zum Hof und warb um die Prinzessin; und der König selbst stellte ihm die beiden Aufgaben. Am ersten Tage mußte der Schneidergeselle des Königs Hasen hüten. Es waren hundert Stück, und bisher hatten viele Freier den Kopf darum verloren, da sie nur ein paar in den Stall zurückbringen konnten.

Da half dem Gesellen eine kleine Flöte, die ein Mütterchen ihm geschenkt hatte. Dafür hatte er sie erlöst, denn ein böser Geist hatte sie hundert Jahre eingeklemmt in einen Baumstamm.

Er brauchte nur an einem Ende der Flöte hineinzublauen, dann flogen die hundert Hasen wie die wilde Jagd auseinander, aber ein Pfiff vom andern Ende genügte, daß er sie wieder zusammenbrachte . . . Als er am Abend ins Schloß kam, waren die hundert Hasen vollzählig.

Da machte der Hof große Augen und der König noch viel größere, denn er hatte die Prinzessin am Morgen in einer



Verkleidung heruntergeschickt und einen Hasen laufen lassen. Als aber der Schneider seine Flöte spielen ließ, war er ihm wieder entlaufen. Ei, dachte deshalb der König, du mußt es schlauer anfangen, am nächsten Tag wird die gnädige Frau Königin selber als Bäuerin gehen und einen Hasen handeln. Wie er es gedacht, also ließ er den Plan ausführen, und wenn sich die gnädige Frau Königin auch damit befleißte, sie tat letzten Endes doch, was der König wünschte. Um so erstaunter war der Hof, daß der muntere Schneidergeselle am Abend seine hundert Hasen wieder beisammen hatte. Es war beim zweitenmal nicht anders gewesen; der von der Königin erstandene Hase war zurückgelaufen, als er die Flöte hörte.

Also mußte der König die letzte List versuchen und selbst zur Handlung schreiten. Er legte die Lumpen eines Bettlers an, trachtete und leiste und humpelte, als wenn das „Zipperlein“ ihn wahrhaftig gepackt habe. Ein Hasenfell soll Wunder tun! So ging und bettelte er den Gezellen an und hielt darauf das gewünschte Fell bald in der Hand.

Seine Freude war groß, aber noch größer sein Erstaunen, daß unter Schneidergeselle trotzdem seine Hasen hundert an der Zahl im Stalle hatte. Da mußte der König wohl oder übel die erste Aufgabe als gelöst ansehen.

„Nun muß Er mir einen Sack voll Geschichten erzählen“, befahl der König. Der Geselle bedachte sich nicht lange und fing an, wie zuerst die Prinzessin zu ihm gekommen und ihn zehnmal auf den Mund geküßt habe, damit sie

Es war einmal ein armer Schneidergesell, der hieß Stups, trug ein blaues Wams und einen blonden Schopf. Er war groß und stark

einen Hasen von ihm erhielt. Da machten die Hofleute ein dummes Gesicht, und die Hofdamen lachten hinter ihren Fächern. Die Prinzessin aber schämte sich sehr.

Er erzählte weiter und gab sein Erlebnisse vom zweiten Tag zum besten. Da war es die gnädige Königin selbst gewesen, die vor dem Hasenhüter einen Kopfstand gemacht hatte, und als Belohnung hatte er ihr den Hasen geschenkt.

Der König schüttelte widerwillig den Kopf, indes die Königin rot anlief wie ein Butter und die jüngsten Hofdamen laut lachten. Wie konnten die Königin und die Prinzessin nur so dumm sein, dachte der König. Frauen sind zu nichts nütze, sie werden in der besten Verkleidung doch erkannt.

Da horchte er auf, denn der Geselle hob abermals an. Da, war das nicht seine eigene Geschichte? Mit Schauder dachte der König an den würdelosen Akt, da er für das Hasenfell den Fiel dreimal küssen mußte.

„Heda, Schneidergesell“, rief er, „halt Er ein, Er hat die Aufgaben gelöst, der Sack mit Geschichten ist längst übervoll. Merkt Er es denn nicht?“ Da lächelte der Schneidergeselle und nahm die Hand der Prinzessin. . . . Übers Jahr wurde Hochzeit gefeiert, und sie lebten glücklich und in Freuden. . . . Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Eine Mittelalterliche Jungmädelführerin



Wenn der „lange Karl“ das gewußt hätte!

„Zum ersten Male habe ich sie am Birkenwäldchen getroffen, als ich die Ruhe auf die Weide trieb“, erzählte Trude ihrer Mutter. „Man konnte es ihnen gleich ansehen, daß es Stadtmädel sind, sonst wären sie nicht alle von dem Rädern gestiegen, als die Rufe über den Weg kamen. Krügers Fräule hat der schwarzen Sterke ein paarmal mit der Gerte um die Hinterbeine gezogen, daß sie sich unverlebens in Galopp setzte. Dann wollte sich Fräule natürlich loslachen, als die Mädel einen großen Bogen um die Schwarze machten. So ganz geheimer war ihm das aber doch nicht. Fräule ärgert sich auch, daß er nicht mit den Pimpfen auf Fahrt gehen kann, weil jetzt jeder auf dem Hof gebraucht wird. Aber mir geht es schließlich nicht besser, und Schusters Lena hatte schon ganz fest zugesagt, daß sie die Rheinlandsfahrt mitmacht, und da ist ihre Mutter krank geworden, und sie muß nun auch zu Hause bleiben.“

Trude plagt sich heute länger als gewöhnlich mit den Ruhen, ehe sie alle im Weidgarten verschwinden. Kein Wunder, daß sie so unruhig sind. Das hat der Fräule mit seiner Gerte auf dem Gewissen, aber auch die vielen Mädel auf der Straße. Wo sie nur hinfahren mögen?

Später beim Rübenhacken muß Trude noch oft an sie denken. Wenn man sich ausmalt, was sie wohl alles unterwegs erleben mögen, vergißt man darüber, daß der Boden sehr hart ist und die Sonnenhitze über dem baumlosen Feld stummert.

Zum Mittag kommt der lange Karl von der Wiese herüber und pflückt ein paar Gude voll Rübenblätter für die Schweine

Trude steigt mit der Mutter zu ihm auf den Wagen. „Wieviel Reichen haben wir heute geschafft?“ will er gleich wissen, aber es wird nichts Rechtes aus der Unterhaltung.

Die „Piese“ ist scheinbar auch der Meinung, daß die Sonne es gut meint. Sie läßt den Kopf hängen und schleicht über dem Sommerweg, als mühte sie ihre eigenen Schritte zählen, was bei vier Reimen gewiß keine Kleinigkeit ist. Nur wenn ihr die Peitsche zu nahe um die Ohren pfeift, löst sie für ein paar Augenblicke in Trab.

Au der Ecke bei Krügers Wäldchen geht ein Rud durch das ganze Fuhrwerk. Karl nimmt die Zügel kurz und knall so aufregend mit der Peitsche, daß „Piese“ sich im ersten Schred zu ein paar langen Galoppplätzen entschleicht. „Dunnersja“, zischt der Lange zwischen den Zähnen heraus und beugt sich weit vor. „Da sitzt doch wer in den Apfelbäumen und da — und dort — und überall! Und die Fahrtraber im Straßengraben! Na, wartet nur, ihr!“

Jetzt erkennen auch Trude und die Mutter, was er meint. Richtig! Auf der Michelsdorfer Straße sind die Obstbäume lebendig geworden. Weiß und bunt schimmert es aus den Baumkronen, hier und da lehnt eine Leiter am Stamm, und nun sind auch schon die Körbe zu erkennen, die in Reihen zwischen den Bäumen stehen.

Unter dem ersten Bäumen reißt Karl die „Piese“ so kurz zurück, daß der Langbaum ächzt und die Räder sich tief in den aufgelockerten Sand graben. Aber seine Stimme überdünnt das Knirschen. Er weiß zwar selbst nicht, über wen sich sein Donnerwetter ergießt, aber das spielt im Augenblick keine Rolle. Als er zwischendurch einmal Stirm schöpft, weil ihm die Puste wegbleibt vor lauter Aufregung, antwortet ihm ein mehrstimmiges helles Lachen aus der dicht-belaubten Krone, dann kommt langsam ein Zug zum Vorschein, und nach und nach ein Bein und schließlich ein zweites.

Nachher ist der Karl nicht wenig erstaunt, als er sich von mehr als fünfzehn Mädeln umringt sieht, die sich mit aller Seelenruhe daran machen, Körbe und Eimer voll Äpfel herbeizutragen und auf seinen Wagen zu laden. „Zum Ortsbauernfuhrer fahren Sie die bitte, und in einer halben Stunde können wir zum Essen.“

Über Mittag läßt sich Karl noch einmal alles ausführlich von Trude erzählen. Er ist den Mädeln heute morgen auch begegnet und hat genau so wie Trude angenommen, sie wären auf Fahrt. Daß sie aus der Stadt kommen, um einen Tag lang bei der Obsternte zu helfen, ist ihm durchaus unverständlich.

„Stadtkinder wollen sich auch mal richtig am Obst jastessen, und wenn sie nebenher ein paar Pfund pflücken, dann ist das schon selbstverständlich.“ Aber warum sie eine ganze Woche im Dorf bleiben wollen und übermorgen, wenn die Äpfel auf der Allee geerntet sind, mit dem Birnen anfangen, das will ihm freilich nicht in den Kopf.

In den ersten Tagen macht er jedesmal einen großen Bogen, wenn er eins der Mädel von Ferne kommen sieht. Er läßt sich nicht gern an seine ärgerliche Krakelei auf der Michelsdorfer Chaussee erinnern.

Aber als die Mädel am Sonnabend ihr Dorfsingen machen und ihn nachher zum Volkstanz holen, hat der lange Karl den Ärger schnell verdimmergt.

Er kann es sich nur nicht verkneifen, doch noch danach zu fragen, was die Mädel eigentlich eine ganze Woche lang im Dorf wollen. „Ihr hier draußen habt alle Hände voll zu tun, uns Stadtmenschen das Brot zu schaffen, aber weil auch das Obst nicht umkommen darf, nehmen wir euch das Pflücken gerne ab. Das ist auch schließlich ganz selbstverständlich, denn das Brot und das Obst gehören nicht nur dir oder mir, sondern uns allen.“ Ja, das ist wirklich so einfach, daß es auch der lange Karl ohne weiteres einfliegt.





Von Gottfried Rothacker. Copyright by Verlag Junge Generation, Berlin

Der Herr der Landstraße, die von Kirwang ins nächste Nachbardorf führte, war Herr Ulrich Stingel. Er war fast den ganzen Tag unterwegs in seinen schweren erdbraunen Stiefeln und dem Krampen mit dem langen Stiel über der Schulter. Die Schlaglöcher der Straße füllte er mit Geröll und Kies.

Wenn sie auch der nächste Regenguß wieder ausförmte, so verdroß ihn das nicht. Er hatte mehr Geduld als das Wetter, und nach dem ersten Male machte er die Straße mit genau derselben Gleichmütigkeit eben wie nach dem fünfzigsten und hundertsten Male. Unermüdblich hatte er die Grastränder auf beiden Seiten der Straße gleich. Wie oft die Abflugsungen nach den Gräben zu auch verstopft und verschlammmt waren, er pugte sie immer wieder sorgfältig aus.

Im Winter war er von früh bis abends draußen, und auch der eifrigste Schneesturm konnte ihn nicht abhalten, die Straße von den Schneeverwehungen frei zu halten. Im vorigen Winter erst war er einmal nach Hause gekommen und todmüde und höhrend in die warme Stube getreten. Den ganzen Tag über hatte ein heulender Eiswind draußen getöbt, erfrorene Äste von den Bäumen gebrochen und ganze Berge von Schnee über die Straße geworfen. Stingel hatte das Wenigstmögliche getan, um die Straße frei zu halten; seine Arbeit war ein verzweifelter Kampf mit der entseelten Natur, er wollte sich nicht unterliegen lassen. Unter den wärmenden Kleidern wurde sein Körper vom Schweiß naß. Wenn er, um zu verschlafen und die schmerzenden Arme ein wenig rasten zu lassen, innehielt, drang der eifige Schneehauch durch Rock und Wollhemd. Wie naßes Eis peinigete ihn die grimmige Kälte.

Am gleichen Abend befiel ihn ein heftiges Fieber. Er führte wirre Reden und erkannte Frau und Kinder nicht mehr. Der Arzt, den man rufen mußte, hatte nicht viel Hoffnung, den Mann zu retten. Aber er tat, was in seinen Kräften lag, um der schluchzenden Frau und den weinenden Kindern den Vater zu erhalten. . . . Nach einigen Tagen war die ärgste Gefahr vorüber. Der Arzt begann zu hoffen, daß er Stingel retten würde.

Draußen im Hausflur standen, verärgert und verängstigt, an die Mauer gedrückt, Stingels beide Mädchen, die zehnjährige Eila und die zwölfjährige Herta. Sonst mußten sie vor Übermut nicht, was sie alles tun sollten und was alles belachen. Jetzt aber war ihnen alles Lachen vergangen. Dann und

wann wachten sie sich die mühsam verhaltenen Tränen aus den Augen.

Als der Arzt an ihnen vorbeiging und ihnen tröstend über die Haare fuhr, als er ihnen sagte, daß Gott ihnen den Vater wohl erhalten werde, da huschte ein Lächeln über ihre Gesichter. Als der Arzt nochmals wiederholte: „Na, wenn ich euch sage, dann könnt ihr's glauben. Vater wird wieder gesund werden“, da wich die fürchterliche Angst von ihnen. Herta suchte in kindlicher Dankbarkeit dem Arzt die Hand und flüsterle: „Vergelt's Ihnen Gott!“

Als die beiden dann zaghaft und mit klopfendem Herzen die Stubentür öffneten, sah Vater Stingel aufrecht im Bett. Mit großen, erwachenden Augen sah er auf seine Kinder. Er sagte nichts, nicht ein Wort, aber Mutter und Kinder bemerkten wie er die Lippen bewegte und dann in tiefer Bewegung schlief.

Als seine Frau zu ihm trat, um ihn zu küssen, weil sie meinte, ein Schwächeanfall überwältigte ihn, da sah er sie und die Kinder wieder an und sagte: „Es wird wieder gut werden. Alles gut.“

Da konnte Frau Stingel nicht länger verschweigen, was sie schon längst sagen wollte. Sie setzte sich auf den Bettrand und nahm ihres Mannes Hand in die ihren: „Daß du's weißt Mann: Setz mußt du dich schonen. Du darfst nicht so lang auf der Straße bleiben, bis du umfällst. Das ist eine Sünde, Mann, du hast Frau und Kinder.“

Da verlor der hoffnungsvolle Schimmer in Stingels Augen, und er gab zur Antwort: „Eben weiß ich dran denk', an dich und die Kinder, deswegen muß ich aushalten, solange als ich kann. Denn wenn ich's nie tu, wird man mich entlassen. Ja, wenn ich ein Trübsaler wär, da wär's schon besser. So aber, weil ich ein Deutscher bin — — —“

Er hielt mitten im Satz inne und sah seiner Frau angstvoll ins Gesicht. Er sagte weiter: „Was fangen wir an, wenn ich die Arbeit verliere? Ich bin der letzte Deutsche weit und breit, der noch in Stellung ist. Alle andern haben sie entlassen, der war ihnen zu alt, der andere war nicht tüchtig genug, und bei den übrigen war es das und das. Man hat sie doch nur hin ausgeworfen, weil es Deutsche waren und man Tischchen an ihre Stelle setzen wollte. Ich bin der letzte. Wer weiß, wie lange noch?“

Frau Sttingel drückte ihren Mann auf das Kissen zurück. Mit der ganzen Liebe, deren eine abgearbeitete sorgenbeladene Mutter fähig ist, sagte sie zu ihm und legte ihre Hand auf seine heiße, feuchte Stirn: „Erst mußt du gesund werden, Ulrich. Dann sollst du über solche Dinge sprechen und die Sorgen machen. Warum sollten sie dich um Arbeit und Brot bringen, wo doch jeder Mensch weiß, wie fleißig und unermüdlich du bist?“

Der Mann versuchte zu lächeln: „Wie gut du sprichst, Mutter! Schuß uns der Herrgott im Himmel vor dem bösen Willen der Feinde.“ Dann fiel er, während die Frau ihm tröstend die Haare und Wangen streichelte, in einen tiefen schlummer.

Die beiden Mädchen Elia und Herta standen unbeweglich da, hielten sich an den Händen gefaßt und fühlten in ihrem kindlichen Seelen nichts anderes, als daß ihr Vater wieder gesund werden würde.

Als dieser eingeschlafen war, schlichen sie sich auf einem Wink der Mutter leise wie Käzchen hinaus, setzten sich auf die hölzerne Schwelle vor der Haustür und sahen glücklich dem jungen tolpatischen Waldi zu. Der wälzte sich lachend im Schnee und biß in tomschem Zorn in das unbekannte weiße Etwas, das dauernd vom Himmel fiel. Da sprangen die Kinder auf, nahmen den unbeholfenen Hund und setzten ihn lachend mitten in eine zuckersüße Schneewehe, darinnen er trampelnd und bellend versank. Endlich hatte er sich herausgearbeitet und deutete den Schnee aus seinen Haaren, daß die langen Ohren um sein Köpfchen klatschten. Scheltend und empört bellte er die lachenden Mädchen an, aber man sah an seinen vergnügten Augen deutlich, wie sehr ihm der Spaß in der merkwürdigen weißen Wolle gefiel, die er noch nie gesehen hatte.

Als die Mutter rief, war alle Trauer aus den Augen der Kinder verschwunden, und die blonden, zerzausten Haare hingen wie lustige Fädchen neben dem roten Baden. Herta sagte ihre Mutter beim Kopf und fragte: „Jetzt wird Vaterla wieder

trostlos im den Himmel. Das betrübte den Mann, als wären es seine eigenen Bäume. Nachdem er diesen Wetterschaden seinen Vorgesetzten gemeldet hatte, suchte er einige Leute im Dorf zusammen und machte sich mit ihnen daran, die erkrankten Bäume zu fällen und die Wurzelstöcke auszugraben. Die andern Bäume aber blühten wie nur je, und ein herrlicher Frühling und ein sommerlicher Mai brachte es mit sich, daß alle Bäume bald in strahlendem Grün und leuchtendem Rot prangten. Viel früher als in anderen Jahren stand die Kirichennernte bevor.

Eines Tages kam ein Herr des Straßenausschusses heraus, um die Bäume für das heutige Jahr zu verpachten. Von weit und breit kamen die Händler und die Bewohner aus den nahegelegenen Dörfern. Denn es war seit Jahrzehnten der Brauch, daß jeder sich einen oder mehrere Bäume erkuferte. Die Kirichen wurden dann in der Sonne getrocknet, denn im Winter liebte alt und jung gebadene Kirichen ebenso wie gebadene Pflaumen und Birnen. Was für herrliche Gerichte ließen sich aus diesem Backobst bereiten!

Die Nachtverkeigerung war in früheren Jahren immer ein kleines Volksfest gewesen. Fast jeder hatte sich ein, zwei Bäume im vorhinein ausgelacht. Ohne viel Streit und Geschrei erhielt auch fast jeder seine Bäume zugewiesen. Die Leute machten dann ein bestimmtes Zeichen an den Baum, der eine hand ein paar Strohhalme darum, der andere steckte ein kleines holzernes Kreuz in die Rinde. Kurz, es hatte jeder sein Zeichen. Es kam oft vor, daß jemand um seine Kirichen begehrt wurde, es sei denn, daß ein Landstreicher nachlässigerweise seinen hungrigen Mägen damit füllte.

Denn ging es bei der Versteigerung ganz anders zu, und es gab bald zu Anfang eine Menge entzündeter Gesichter. Als der ober jener seinen Wunsch oder sein vermeintliches Anrecht auf den oder jenen Baum, den er schon viele Jahre hintereinander gepachtet hatte, dem Mann der Behörde kundtat, da hörte dieser gar nicht darauf. Er sah die Leute nur unwillig an und machte ein verdrießliches Gesicht. Er sagte nur: Wer etwas von ihm wolle, müsse tschechisch reden; er habe keine Lust, sich mit der deutschen Sprache herumzuargern.

Als manche von den Deutschen eine unwillige Bemerkung machten, weil sie diesen neue Vorgehen ausbrachte, da wandte der Mann ihnen kurzerhand den Rücken. Er sagte auf tschechisch, daß die Bäume nicht einzeln, sondern zu hundert Stück verpachtet würden. Wer mitkäufern wolle, soll ein Angebot machen. Da meldeten sich die Händler zu Wort, die auf einmal tschechisch sprachen, obwohl sie vorher deutsch gesprochen hatten, so daß man sie für Deutsche hielt. Man hörte nur wenige Worte, ein paar Zahlen, dreihundert, vierhundert, fünfhundert, sechshundert, Schluß. Sonst nichts.

Ehe die Deutschen sich noch mit der plötzlichen und unerwarteten Neuordnung des Verpachtungsvorganges abgefunden hatten, ehe sie sich noch besprechen konnten, war alles vorüber, und fremde tschechische Händler waren für einen Pappenstiel Herren der Straße. Man sah einer machte seinem Unmut Luft, und Rufe und Verwünschungen klangen auf. Der tschechische Beamte aber lachte nur. Konnten sie schimpfen, diese Deutschen!

Stingel hatte das alles schweigend angehört. Er sah die rauche Oberflächlichkeit, mit der hier ein Mensch Recht und Unrecht durcheinanderspielte. Er dachte daran, daß ihm bisher alljährlich die ersten drei Kirichenbäume am Dorfrand gegen eine geringe Pacht zugesprochen worden waren. Das gehörte eigentlich zu seiner Entlohnung, wie ihm auch der Straßengraben vom Dorf bis zum ersten Weilenstein zukauf. Das üppige Gras war ihm die wichtigste Nahrungsquelle für die



gesund, geht?“ Froh gab die Mutter zur Antwort: „Ich glaub', ja.“

Selt diesem Tage waren mehrere Monate vergangen. Längst tat Vater Stingel wieder seinen Dienst, kämpfte bei Sonne und Regen die Straße, seine Straße entlang, und hielt sie sauber, als wäre sie seine gute Stube.

Im harten Winter waren viele von den Kirichenbäumen bis ins Mark erfroren. Sie waren kein Stolz gewesen. An allen Straßen weitum gab es keine so prächtigen Kirichenbäume wie an seiner. Nun starzte mehr als die Hälfte davon tot und

Auß, die er im Stalle stehen hatte. Heute waren die Bäume vergehen worden, und er stand mit leeren Händen da.

Er mußte das dem tschechischen Beamten sagen; vielleicht wußte der nichts davon. Er war ja heute das erste Mal da heraußen. Er wollte auf den Mann zutreten und zu reden anfangen, da winkte der ihm zu. Sie gingen alle zusammen in die nahegelegene Wirtsstube, um die Verträge in Ordnung zu bringen. Als sie die Häuser entlang schritten, fanden da und dort Leute und sahen mit bösen Augen den Vorbeigehenden nach. Manah einer rief auch etwas herüber.

Den tschechischen Beamten aber saß das gar nicht an. Mit hoch erhobenem Haupte und einem vergnügten Lächeln auf den Lippen ging er weiter. In der Wirtsstube war der tschechische Beamte leutselig zu den neuen Pächtern. Dann und wann trank man ein Glas Schnaps miteinander, schmatzte befraglich mit den Lippen und schüttelte sich die Hände. Die wenigen Vertragspapiere waren bald unterzeichnet.

Jetzt wagte es Stingel, auf den Beamten zuzutreten und er begann, etwas unbeholfen, wie immer, wenn er mit fremden Menschen reden sollte. Dazu sah ihn jener mit schenden, bohrenden Blicken an, was ihn vollends verwirrte. Er sagte: „Sie entschuldigen Herr, wenn ich da etwas frage. Es war in den vergangenen Jahren so, daß ich von den Bäumen an der Straße drei zu pachten bekam. Die ersten drei an der linken Seite, wenn man aus dem Dorf kommt.“

Jetzt soll er mir Beleidigung geben, dachte Stingel. Wenn er ein ordentlicher Mensch ist, wird er sagen: Das hab' ich nicht gewußt, Stingel. Das hätten Sie gleich sagen sollen. Natürlich bekommen Sie Ihre drei Bäume wieder! Aber der Beamte sagte nur, als hätte er nicht ganz verstanden: „Na, und?“ Stingel hörte die Ungeduld in der unwilligen Frage. Er legte die Hände auf den Rücken und umklammerte die Rücken. „Kann ich die Bäume früher nicht auch bekommen? Die Frage ist gestattet, Herr? Oder nicht?“ Da lächelte der Beamte wie einer, der Häuser verachtet: „Sie sollen die Bäume haben, Stingel. Freilich sollen Sie die Bäume haben.“ Und schon wandte er sich an den in Betracht kommenden Pächter, um die Bäume aus der Verpachtung herauszunehmen.

Stingel war sehr froh. Das war ein Mensch, mit dem man reden konnte, ein ganz umgänglicher Mensch. Ein Tscheche, ja. Aber er hatte ein Herz wie die Deutschen. Schon hatte der Beamte die Sache mit dem Pächter ins Reine gebracht. Stingel hatte seine Bäume wieder. Er wollte ein Wort des Dankes sagen. Aber jener kam ihm zuvor. „Schon gut, Stingel. Das geht in Ordnung. Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, wir wissen das. Weiter so brav bleiben, das ist gut für Sie. Kommen Sie in zwei Wochen zu uns. Es ist manches zu besprechen, Schotter- und Sandlieferungen für die Straße. Auf Wiedersehen, Stingel.“

Stingel ging hinaus. Nicht einen Augenblick machte ihn der angedrohte Gang zum Straßenbauamt kummig. Dem mußte er mehrmals im Jahre machen, natürlich. Er wußte ja nicht, daß es diesmal ein besonderer Gang sein würde, ein Gang, von dem er als ein anderer Mensch zurückkehren würde.

Zwei Wochen vergingen. Es war jener Tag, an dem für seine beiden Kinder der letzte Schultag des Schuljahres war. Im gleichen Augenblick, als Lisa und Herta sich auf den Gang zur Schule machten, setzte er sich auf sein Rad und fuhr in die Stadt. Hier wurde er an einen anderen Beamten gewiesen. Scheu und ehrwürdig betrat er den Raum, an dem ein Mann hinter dem Schreibtisch saß wie ein Fürst, der Bittsteller empfängt. Stingel grüßte und trat näher.

Der Mann hinter dem Schreibtisch hatte ein strenges Gesicht und eine blühende, goldgeränderte Brille vor seinen Augen. Er sagte knapp und scharf: „Sie sind?“ Stingel gab zur Antwort: „Ulrich Stingel, Straßenabschnitt c 2, Bezirksstraße einer Klasse zwischen Rirwang und Grabetsdorf.“

Der Beamte sprach, nachdem er einen Zettel aufgenommen hatte: „Hier sind die Aufstellungen über die fälligen Materialanlieferungen. Sie wissen, wie Sie damit umzugehen haben?“ — „Ja wohl.“ — „Das ist gut, denn ich habe wenig Zeit. Ich muß Ihnen außerdienstlich noch etwas sagen. Sie wissen, daß im Herbst in Ihrem Dorf eine tschechische Schule eröffnet wird?“

„Nein, davon weiß ich nichts.“ — „Na gut. Dann hören Sie's eben jetzt. Wir wünschen, daß die Kinder unserer Arbeiter die

tschechische Schule besuchen. Wie ich aus den Akten entnehme, haben Sie zwei Kinder. Sie wissen also, was Sie zu tun haben.“

Stingel hatte das Gefühl, als hätte ihn jemand vor die Brust gestoßen. Seine Kinder in die tschechische Schule schicken, seine deutschen Kinder? Er sammelte fassungslos: „Ich muß meine Kinder in die tschechische Schule schicken?“

Der Beamte stand auf und sagte ruhig, indem er gelangweilt zum Fenster hinabsah: „Müssen? habe ich gesagt „müssen“? Wer kann Sie zwingen? Nein, Sie können tun, was Sie



wollen. Aber wir legen Wert darauf, daß die Kinder jener Leute, die unser Brot essen, in einem Sinn erzogen werden, der uns nützt. Wir bieten Ihnen die Möglichkeit dazu. Was wollen Sie noch? Die Entscheidung überlassen wir Ihnen. Sie können gehen, Herr Stingel. Ich habe noch zu tun.“

Stingel ging hinaus. Er vergah draußen, seine Kräfte aufzufrischen. Er war ganz verwirrt. So plötzlich und unerwartet war ihm das geschehen. Seine Kinder? Was wollte man mit seinen Kindern, die kein Wort Tschechisch sprachen und verstanden? Ja, du lieber Gott, was sollte denn das heißen? Ganz in Gedanken verloren setzte er sich auf sein Rad und fuhr nach Hause.

Welcher Teufel war in die Herren gefahren, fragte er sich, daß sie über seine Kinder bestimmen wollten. Nicht zwingen könnte man ihn, sagte der Herr, nicht zwingen? Und wenn er die Kinder nicht in die tschechische Schule schickte, was geschah dann? Hat das der Tscheche nicht gesagt? Freilich hatte er es gesagt, und es war nicht mißzuverstehen. Dann wurde man ihn einfach um Arbeit und Brot bringen. Was dann? Dann würden seine Kinder in die deutsche Schule gehen und hungern. Und das, was er seit Jahren fürchtete und was ihm alle Lebensfreude nahm, wäre dann eingetreten. Gibt es denn keinen Ausweg?

Als Stingel nach Hause kam und in die Stube trat, sah seine Frau auf den ersten Blick, daß ihrem Mann etwas widerfahren war. Sie schrak bis ins Herz hinein. Was war nur geschehen? Sie fragte ihren Mann, zwei- und dreimal. Aber er gab noch keine Antwort. „So rede doch, Mann, rede doch!“

Stengel aber begann zu lachen, und sein Lachen klang wie ein Stöhnen. Die Worte brachen aus seiner Brust wie verzweifelter Hohn: „Nein, Sie zwingen mich nicht. Ich kann tun, was ich will. Ich kann unsere Kinder in die tschechische Schule schicken, und alles bleibt wie's ist. Oder ich kann Sie in die deutsche Schule schicken, und ich werde gnädigst entlassen. Die Wahl hat man mir überlassen, mir ganz allein.“

Die Frau griff mit den Händen an das schmerzende Herz. Sie war blaß im Gesicht wie die Wand. Sie sagte in schredlicher Ergebenheit: „Nun ist es soweit gekommen, und unser Hoffen war vergebens.“ Der Mann aber rief: „Ich kann tun, was ich will. O Herr im Himmel, welche menschliche Gnade!“ (Fortsetzung folgt)

Blick in die Welt

Zur außenpolitischen Lage

Abgeschlossen am 29. Juli 1938

In der Juli-Ausgabe des „Deutschen Wädels“ ist unter „Empire in Schwierigkeiten“ die Situation in Spanien und Palästina dargelegt worden. Diesmal wollen wir uns den Endpunkt der englischen Seestraße durchs Mittelmeer — Suez — und das dazugehörige Hinterland Ägypten etwas näher ansehen.

Ägypten

Auch hier hat es England verstanden, diesen äußerst wesentlichen Posten fest in seine Hand zu bekommen, als durch den Bau des Suezkanals (1859 bis 1869) der Schifffahrtsweg durchs Mittel- und Rote Meer der wichtigste Lebensnerv des Empires zu seinen Beherrschungen rund um den Indischen Ozean und besonders zu seiner reichsten Kolonie, Indien, geworden war.

England hatte zunächst alles versucht, um den Bau des Kanals zu hinterzählen. Es wünschte nicht wegen einer Reiserückführung nach Indien, wenn sie auch 8000 Kilometer ausmache, unnötig große politische Beweidungen herauszubekommen; denn den bisherigen Weg ums Kap hatte es sicher in seinem Besitz. Als jedoch der Bau des Kanals fest beschlossen war, legte England sein ganzes politisches Gewicht ein, um den neuen Gegebenheiten Rechnung zu tragen. Es besetzte zwei Jahre vor Baubeginn die Insel Perim am Ausgang des Roten Meeres und bekam dadurch praktisch auch den Endausgang des Kanals in seine Hand. In den folgenden Jahren hatte es verstanden, trotz des Widerstandes der anderen Mächte, besonders Frankreichs, seinen Einfluß immer weiter auszubauen, so daß es bei Ausbruch des Weltkrieges durch die bloße Erklärung des Protektorats über Ägypten auch die formale Herrschaft über ein Gebiet bekam, das es in Wirklichkeit schon längst beherrschte.

Die erste englische Einflusnahme

Wie schon oft, so hat auch hier die Entscheidung eines Mannes das Schicksal eines ganzen Landes in weitem Maße bestimmt. Lord Beaconsfield, der damalige Leiter der englischen Politik, nutzte die ständige Geldverlegenheit des Khediven Ismail aus und erwarb die Mehrheit der Suezkanal-Aktien für 4.000.000 Pfund. Als England erst einmal neben noch anderen Mächten so stark finanziell an Ägypten interessiert war, nutzte es bald darauf den Staatsbankrott und die folgenden sektischen Unruhen dahin aus, daß es Ägypten schließlich vollkommen militärisch, wirtschaftlich und verwaltungsmäßig in seine Hand bekam.

Gibt England Ägypten auf?

In den letzten Jahren sind nun dauernd Meldungen über ägyptische Unabhängigkeitsbestrebungen, englische Gegenmaßnahmen und schließlich englisches Entgegenkommen, einen englisch-ägyptischen Vertrag und eine neue ägyptische Verfassung durch die gesamte Weltpresse gegangen.

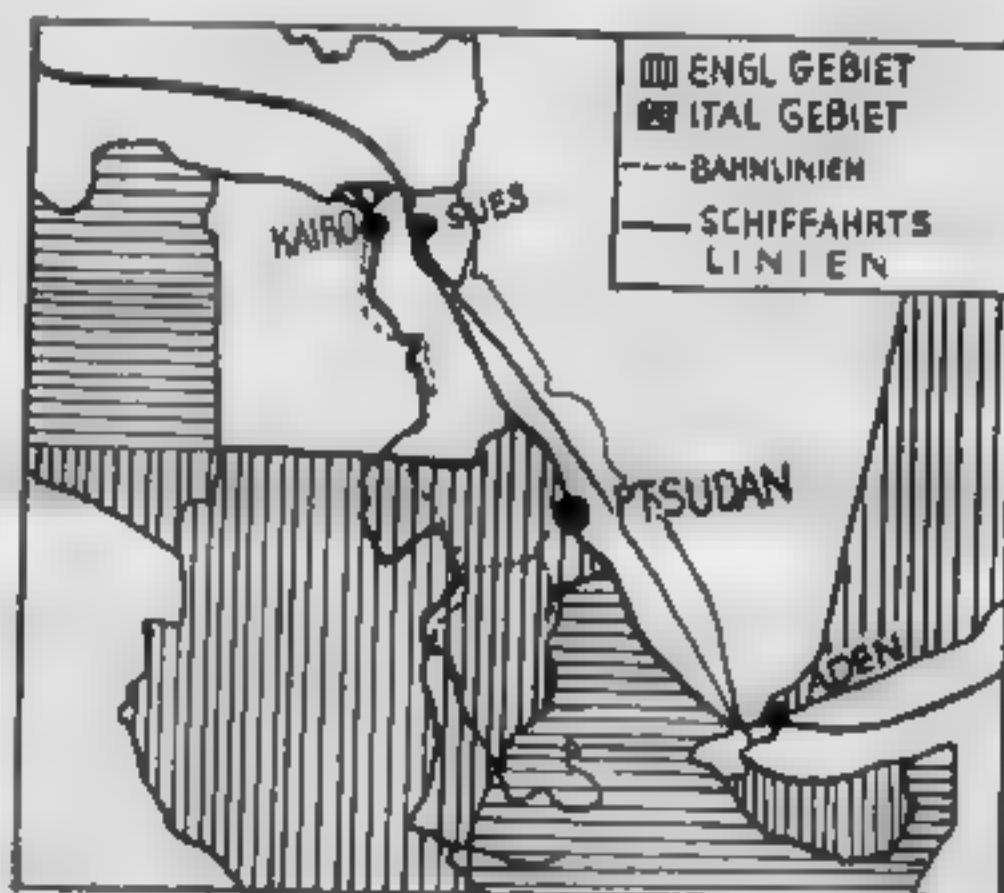
Hat hier England seine Vormachtstellung aufgegeben? Zunächst schien es so, als ob England wirklich einen Schritt zurückgegangen wäre und Ägypten auf Grund des Volksdrucks eine größere Freiheit und Selbständigkeit gewährt hätte. Beim näheren Hinsehen bemerkt man allerdings, daß England wohl

in der Öffentlichkeit etwas zurückgetreten ist, daß es jedoch seine Stellung trotz des scheinbaren Entgegenkommens im englisch-ägyptischen Vertrag und in der neuen ägyptischen Verfassung nur noch fester ausgebaut hat. Eine der wichtigsten Bestimmungen des englisch-ägyptischen Vertrages besagt, daß die in der Suezkanalzone stationierte englische Flugwaffe berechtigt ist, ägyptisches Gebiet zu überfliegen, und daß darüber hinaus Ägypten verpflichtet ist, die nach englischen strategischen Gesichtspunkten angelegten Flugplätze und Autostraßen zu unterhalten. Bei der Bedeutung, die die Flugwaffe heute in einem Gebiet ohne Flugabwehr hat, geht daraus schon die unbedingte militärische Beherrschung des Nillandes durch England hervor.

Eine zweite Bestimmung besagt, daß der Aufbau der ägyptischen Armee unter Anleitung und Aufsicht britischer Offiziere vorgenommen werden soll. England hat sich damit, wenigstens für die nächste Zeit, auch in der Führung der ägyptischen Armee eine Position geschaffen, die einen Einsatz dieser Armee gegen England unmöglich macht.

Englischer Wirtschaftseinfluß

Nicht nur auf militärischem Gebiet ist Ägypten abhängig, noch wirksamer ist der Einfluß, den England wirtschaftlich auf Ägypten ausübt und mit dem es im Konfliktfalle die ägyptische Wirtschaft erdroffeln könnte. Das große Ägypten hat nur eine ganz geringe, allerdings sehr fruchtbare Ackerfläche



im Überflutungsgebiet des Nils. Das war früher die durchaus ausreichende Ernährungsgrundlage der sehr zahlreichen ägyptischen Bevölkerung. Heute wohnen 16 Einwohner auf dem Quadratkilometer der gesamten ägyptischen Bodenfläche. Wenn man berücksichtigt, daß von dieser Fläche nur etwa $\frac{3}{4}$ n. B. (die Kulturen) bebaubar sind, erhöht sich diese Zahl auf etwa 440 je Quadratkilometer des Kulturlandes, eine Zahl, die nur in sehr wenigen Gebieten der Erde erreicht wird. England hat es in der Zeit seiner Herrschaft verstanden, die gesunde Ernährungsgrundlage Ägyptens zu zerstören und es zum Baumwoll-Exportland zu machen. Ägypten ist daher heute in seiner Ernährungsökonomie vollkommen auf die Einfuhr, vor allem aus englischem Gebiet, angewiesen. Andere Zufuhrmöglichkeiten als durch das Mittelmeer gibt es für Ägypten nicht, und diese hat Englands See- und Luftflotte jetzt in der Hand.

Ägypten und der Sudan

Das dritte große Druckmittel neben militärischen und wirtschaftlichen behält England im Sudan. Ägypten und der Sudan sind früher eine Einheit gewesen, die sich sehr gut ergänzt haben. Heute hat England diese wirtschaftliche Ergänzung fast unterbrochen. Es hat einen großen Teil der Ausfuhr des Sudans, der früher nach Ägypten ging, durch den Ausbau des Hafens Port Sudan am Roten Meer und der Bahnlinien dorthin ganz in seine Hand gebracht. Den weitaus größten Druck kann es allerdings im Sudan durch



Warum hält sie den Kopf schief?

Haben Sie schon beobachtet, daß jede Frau dieselbe Bewegung macht, wenn sie ihre Hand oder ihr Bein betrachtet. Immer hält sie den Kopf schief. Dieses Mädchen hier ist zufrieden, weil es sieht: seine Haut ist schön braun und geschmeidig. Es vergift aber auch nicht — wir Sie sehen — die besonders stark von der Sonne bestrahlten Stellen, wie Schenkel, Schultern und Nacken, sorgfältig eincremen — mit einer Creme, die tief eindringt, nämlich mit der superhaltigen Nivea-Creme. So bekommt man eine schön gebräunte, sammetweiche Haut.

Nivea-Creme 12 bis 30 M.
Nivea-Öl 30 M. bis RM 1.10

Mit Nivea in Luft und Sonne

die Regulierung des Nilwassers auf Ägypten ausüben. Die so oft als Schreckensgepenst für Ägypten aber auch für den Sudan erwähnte Ablenkung des Nils ist zwar praktisch nicht möglich, doch können durch die Wasserwirtschaft des Sudans und die Wassermengen, die man Ägypten zukommen läßt, seine Ernteerträge in Frage gestellt oder doch sehr verringert werden. So sind die großen Staumwerke am oberen Nil in Englands Hand mit der dadurch gegebenen Kontrolle über das Nilwasser für England das Mittel, mit dem es Ägypten seinen Wünschen immer gefügiger machen kann.

Die inneren ägyptischen Widerstände und Schwierigkeiten sind also für England nicht von großer Bedeutung. Der Einfluß, den Italien sich in diesem Gebiet durch die Eroberung Abessinien verschafft hat, war dagegen für England schon unangenehm.

Im englisch-italienischen Ausgleichsvertrag ist daher England Italien weitgehend entgegengekommen, um so eine Gegnerschaft Italiens auszuschalten, die ihm im Augenblick politisch und militärisch sehr unangenehm gewesen wäre. Auf der anderen Seite hat es jedoch seinen Weg nach Indien auch in diesem Vertrag wieder klarer gesichert, indem von England und Italien gemeinsam die Einflussnahme anderer Staaten in der arabischen Welt abgelehnt wird. Seine eigene politische Stellung hat es durch die Unterwerfung der Gebiete von Hadramaut und Oman in härtester Weise ausgebaut.

England hat es also verstanden, die anfänglichen Schwierigkeiten in Ägypten dahingehend auszunutzen, daß seine Position in diesem Lande heute stärker ist als je.

Zur außendeutschen Lage

Zur Lage in der Tschecho-Slowakei

Jahrelang hatte die tschechische Regierung geglaubt, rücksichtslos ihren Willen den Volksgruppen im tschecho-slowakischen Staat unter Bruch heiliger Versprechungen aufzuzwingen.

Jetzt steht sie infolgedessen im zwanzigsten Jahre des Bestehens dieses Nationalitätenstaates seit Monaten der offenen Widerstandsbewegung der bisher entrechteten und unterdrückten Volksgruppen gegenüber. Mit leeren Versprechungen hatte die Regierung versucht, diese Volksgruppen unter Mißbrauch des parlamentarischen Parteiensystems abzuspalten. Im Frühjahr 1938 kam sie vor dem offenen Bankrott dieses Systems und mußte sich zu Verhandlungen mit den Volksgruppen und zu Zugeständnissen bereit erklären.

Sie versprach, durch ein Nationalitätenstatut die berechtigten Wünsche der Volksgruppen zu erfüllen. Unter dieser Voraussetzung ließen England und Frankreich der Tschecho-Slowakei in diesem Frühjahr ihren außenpolitischen Schutz angedeihen.

Bisher hat die tschechische Regierung ihre Zusage in keiner Weise eingehalten. Es ist noch nicht einmal zu ernsthaften Verhandlungen zwischen der Regierung und den Volksgruppen gekommen, aber trotzdem spricht die Regierungspresse von der „Schlußphase“ der Verhandlungen. Die Regierung beabsichtigt offenbar, ihr Nationalitätenstatut einfach durch ihre parlamentarische Mehrheit im Parlament zu verabschieden und damit den Betrug an den Volksgruppen parlamentarisch abzuschließen.

Um das Abrollen dieses Manövers zu sichern, muß vor allem das Ausland, d. h. besonders England, über die wirklichen Verhältnisse und Umstände getäuscht werden; von vornherein muß man die „Schuld“ den anderen, den Volksgruppen, in erster Linie den Sudetendeutschen, zuschieben.

So hatte man in der tschechischen Presse schon immer behauptet, die Sudetendeutschen wollten gar nicht verhandeln, sie wollten nur diktieren. Solchen Behauptungen setzte Konrad Henlein, als der Führer der Sudetendeutschen, sein „Karlsbader Programm“ entgegen; auch zu den von Ministerpräsident Hodža nach dem 21. Mai veranlasseten Besprechungen fanden sich Vertreter der „Sudetendeutschen“.



Jungen sind nicht wehleidig

Sie machen sich nichts aus einer kleinen Wunde oder Schramme. Aber weil auch kleine Verletzungen durch Verunreinigung gefährlich werden können, ist es besser, sie durch sofortiges Auflegen von „Hansaplast elastisch“ zu schützen. Dieser Schnellverband ist immer gebrauchsfertig. Er wirkt blutstillend und keimtötend. Infolge seiner Querelastizität ist er „bewegungstugig“, d. h. er folgt den Bewegungen von Muskeln und Gelenken, ohne zu behindern.

Hansaplast elastisch
Schnellverband D.R.P.



Beachtet die Inserenten Eurer Zeitschrift!

wih sein, und natürlich gilt dies lediglich für Länder und Völker, wo die zuständigen Stellen des Staates versagen oder diese Pflichten der privaten Wohltätigkeit überlassen".

Mitunter haben derartige Bestrebungen einen peinlichen Beigeschmack: z. B. wenn sich Damen der Gesellschaft zu einer Moderveranstaltung treffen, um nachdem sie einige hundert Mark für ihre Roben ausgegeben haben, ein paar Mark „für die Armen“ zu sammeln.

Jedes Volk hat es wohl im Gefühl, ob es sich bei solchen Bemühungen um ein wirkliches Hilfswerk oder um Eitelkeit und gesellschaftlichen Geltungsdrang reklamesüchtiger Almosenausstatterinnen handelt. Wir Deutsche haben auch auf diesem Gebiet eine dem Geist unserer Volksgemeinschaft würdige Methode entwickelt, die alle erfüllt, wirklich hilft und bei den zu Betreuenden niemals das Gefühl von Almosenempfang aufkommen läßt.

Darum sind auch nationalsozialistische Einrichtungen, wie Winterhilfswerk und NSV, nicht nachahmbar. Trotzdem werden sie wie auch andere Organisationen unseres deutschen

Mein Haar fettete zu bald nach.



Tante Doris, der ich davon erzählte, gab mir den Rat, es doch auch einmal mit Helipon zu waschen, sie sei damit sehr zufrieden. Gesagt - getan, auch ich fand die Helipon-Wäsche herrlich. Mein Haar war nachher wunderbar glänzend und viel länger frisierbar. Das so milde Helipon hat einzigartige Wirkung - es muß doch etwas ganz Besonderes sein, denn es trocknet den Haarboden nicht so aus u. hält ihn gesund. Eine Haorwaschung kostet nur 15.-, weil jede 30.- Packung stets 2 abgeteilte Waschportionen enthält. Ferner gibt es ein „10.- Helipon“ mit 1 Waschung. Beim Einkauf bitte ausdrücklich **Helipon** verlangen.

Lebens fälschlicherweise vom Ausland mit eigenen Bestrebungen verglichen, wie es erst kürzlich wieder einmal in Paris geschehen ist.

Da haben sich also einige Pariserinnen zusammengefunden, um einen privaten Frauendienst ins Leben zu rufen. Madame Suzanne Grinberg hält einen Vortrag hierzu und verkündet, die „Mobilisierung der Pariserinnen“. Gewiß, es existierten bereits verschiedene Hilfswerke, aber es fehlt an Menschen, die sich wöchentlich für einen Abend oder einen Nachmittag zur Verfügung stellen.

Diese Mobilisierung der Frauen wurde durch einen — fünf — uhrtee (!) eingeleitet, und die Presse berichtete ausführlich darüber: sie beschrieb genau den Hut, die Garderobe und die Gesichtszüge von Madame Suzanne, was sie für Blumen trug und aus welcher guten Familien ihre beiden Sekretärinnen stammen; schließlich wurde auch einiges aus dem Inhalt des Vortrages mitgeteilt.

Es besteht schon ein ähnlicher Dienst für Frauen im Hitler-Deutschland, meinte Madame Suzanne; dort sind die jungen

Gütermann's Nähseide
IN UNVERÄNDERT BESTER QUALITÄT

! Achten Sie auf die Schutzmarke: Das Schachbrett.

Anzeigen helfen verkaufen!



Mit der **ADLER** wird das Nähen zum Vergnügen!

KLEINE ADLERNÄHMASCHINEN WERK ADLER

Legen Sie für die Winterbackzeit Eier ein mit **Garantol**. Das Eiweiß trennt sich leicht vom Dotter und kann zu Schnee geschlagen werden. Der reine Geschmack bleibt erhalten. Beutel für 120 Eier 45 Pf.

Druckreys **Drula Bleichwachs** und **Dommerlproffm** und Hautunreinigkeiten restlos beseitigt mit 20 Pf. Chem. Labor Dr. Druckreys, Quedlinburg. 83

„Geschwind — gewinnt“

„Schnell soll's heute sein? Schmeckt mit Glücksklee Milch sehr fein!“

Frühe Mädel lernen nicht nur früh kochen — sondern auch die Kunst des schmackhaften Zubereitens. Denn auf den Geschmack kommt's an! Und es schmeckt, wenn man **Glücksklee Milch** für seine Gerichte nimmt.

Wie viele herrliche Gerichte man mit der ergiebigen, immer frischen Glücksklee Milch zubereiten kann, zeigt das Rezeptheft, das die Glücksklee Milchgesellschaft m. b. H. Abt. 83 Hamburg 36 auf Wunsch gern kostenfrei zusendet.

Alles glückt mit

GLÜCKSKLEE MILCH
aus der rot-weißen Dose



